Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 3. Oktober 1885. Nr. 40.

Spanisches.

Unpolitische Glossen von Fritz Hammer.

Unpolitische Glossen zur politischen Zeitgeschichte nämlich, die sich täglich spanischer anläßt! Von Iberien bis Rumelien — alles waschecht spanisch!

Wir ehrwürdigen, greisenhaften, wipfeldürren Kultureuropäer mit unserm tragikomischen Verjüngungsdrang, der vieux beaux, zu deutsch alte Gecken, so lächerliche Sprünge machen läßt — „bei Tage hektisch, Nachts elektrisch" — geben der Welt und den Göttern wieder ein recht verpfuschtes Schauspiel zum besten.

Wir möchten uns wohl auch in der Politik ein bischen genial geben, aber es geht nicht. Es langt nirgends mehr. Das Stärkste, was unsere europäischen Diplomaten vermögen, ist gegenseitige Lähmung. Wenn kein Staat mehr vor- noch rückwärts kann, so nennt man diese europäische Gliederstarre „die besten internationalen Beziehungen" — und die Thronredner machen sich der Reihe nach über dieses „freundschaftliche Verhältnis" bittersüße Komplimente. Nur Dilettanten-Souveräne wie der Bulgarier ausgenommen . . . .

Am meisten Liebe in Europa genießen wir Deutschen. Die ritterlichen Stierkämpfer Spaniens möchten uns aufspießen, die edeln Franzosen möchten uns rädern, die romantischen Slaven möchten uns vierteilen, die grimmigen Dänen möchten uns ein wenig vergiften, die keuschen Engländer möchten uns hold umarmen bis zum Ersticken. Um uns so vieler Liebe zu erwehren, müssen wir Tag und Nacht gepanzert dastehen, mörderisch bewaffnet bis an die Zähne, und seit Jahrzehnten dürfen wir kein Auge mehr schließen. Das Einfachste wäre, sagt meine Tante, die ganze liebe Nachbarschaft kurz und klein zu schlagen, uns aus ganz Europa ein gutes Kopfkissen zu machen, es unter unsere Ohren zu schieben, und dann einen langen, erquicklichen Schlaf zu thun . . .

Inzwischen schwärmt mein Onkel, eine humane, ideale Seele, für den Gedanken eines ewigen Völkerfriedens kraft eines Völkerschiedsgerichts auf Grund eines europäischen Staatenbundes! Sehr schön, sagt die Tante, aber ich kann mir in meinem weiblichen Gehirn diesen Staatenbund nur wie eine Menagerie geordnet denken, wo die einzelnen Gattungen kostbarer wilder Bestien in soliden Eisenkäfigen neben einander wohnen . . . Inzwischen bereitet mein Onkel treu und bieder seine große Effektrede für den nächsten Friedenskongreß vor . . . . Die Tante lächelt boshaft: Weißt Du Alterchen, wer in Europa noch die wirksamste Beredtsamkeit besitzt? Das Kalbfell, der Trommelwirbel! Wenn ein Fürst diesem Redner das Wort erteilt, dann müssen alle Parlaments- und Friedenskongreßprediger verstummen, kein Mensch hört mehr auf sie!

Jawohl, erwidert mein Onkel, aber die Fürsten haben selbst Angst vor diesem Redner. Siehe Alfonso in Spanien: er hütet sich, das Signal zu geben! Und eben darauf gründet sich meine Friedenshoffnung. —

Der Dichter.

Von

Detlev Freiherr von Liliencron.

(Nachdruck verboten.)

Ein Freund erzählte mir:

Vor einigen Jahren verkehrte ich in Hamburg viel in einem Café, das mir aus dem Grunde so unterhaltend war, weil dort Menschen aus allen Erdteilen ein- und ausgingen, wenn auch nicht wie in südlicher gelegenen Städten der Fez oder bizarre Nationaltracht auftauchten.

Ich hatte das behagliche Gefühl, völlig vereinzelt und unbeachtet in dem großen Fremdenmischmasch verweilen zu können.

Nicht zum wenigsten war mir dies Wirtshaus besonders noch dadurch lieb geworden, daß allabendlich in einem der Säle auf einer bühnenartigen Erhöhung sich eine Streichmusik einrichtete, die — über den Geschmack ist nicht zu streiten — mein Herz erfreute und mich oft mitten in dem Wirrwarr in Träumen wiegte; nirgends ist man einsamer als in Weltstädten — und bei diskreter Streichmusik.

Seit einigen Abenden war mir ein Herr aufgefallen, der entweder in tiefen Gedanken — oder dachte er an nichts? — vor sich hin starrte, oder zahlreiche kleine, aus einem Notizbuch ausgerissene weiße Blätter beschrieb. Die ihn Umsitzenden, wie das in einer Großstadt zu sein pflegt, hatten kein Auge für ihren nachdenkenden oder schreibenden Nachbar. Vielleicht ein flüchtiger Blick, ohne irgend welche Neugierde; dann ließ man ihn sitzen.

Aus einer entfernten Ecke beobachtete ich meinen Interessanten. Schrieb er nicht, so schob er mit Daumen und Zeigefinger der Linken seinen kurzgehaltenen, sorgfältig beschnittenen schwarzgrauen Schnurrbart auseinander, stier vor sich hinblickend; oder er legte, den rechten Arm mit der linken Hand stützend, das Haupt in die Rechte. Zuweilen fuhr er aus dieser Lage auf und starrte, wie abwesend, in seine Umgebung. Er schien nichts zu sehen, sondern war augenscheinlich mit inneren Bildern beschäftigt. Wie von der Tarantel gestochen, begann er dann emsig zu schreiben, sich tief, wie mit kurzsichtigsten Augen auf seinen Zettel neigend; unglaublich schnell kritzelte er; dann plötzlich hielt er wieder inne, um das, was er geschrieben, meistens auszustreichen. Schien ihm eine Wendung, ein Satz, ein Gedanke zu gefallen, so nahm er das Zettelchen dicht an das linke Auge und las oft drei, vier Minuten an den Worten.

Spielte die Musik, so wurden seine Bewegungen schneller, heftiger. Er wiegte den Kopf, zog die Stirn in drohende Falten, legte, als wenn er pst, pst sagen wollte, den Finger auf den Mund, oder sprach gar einige leise Worte vor sich hin. Dann wandte er auch wohl schnell den Kopf nach einer Seite, als ob er eben gerufen wäre.

Meine Neugier war rege geworden: Ein harmloser Geisteskranker, dachte ich. Der Kellner antwortete mir auf mein Befragen, ob er jenen Herrn kenne: „Der macht hier jeden Abend von neun bis zehn Uhr Reimverse". So. Also „Reimverse". Ein Dichter folglich; ein Dichter in seiner Arbeit, in den Augenblicken der göttlichen Eingebung, in tiefster, innerster Erregung, und, wie mir schien, in oft augenscheinlicher Bedrängnis, das ihn Bestürmende in rechte Worte zu fassen und rasch zu Papier zu bringen. Oder war der Mann ein Charlatan, ein Wichtigmacher, Einer, der durchaus der Welt interessant erscheinen möchte?

Meine Neugier, auch Teilnahme, wenn ich das blasse, abgehärmte Gesicht betrachtete, wuchs. Kurz und gut, ich benutzte den Augenblick, als sein Nachbar bezahlte und fortging, um mich auf dessen Platz zu setzen. Auf jeden Fall wollte ich versuchen, die Bekanntschaft des Sonderlings zu machen.

Als ich, an seinem Tische angekommen, mich neben ihm niedergelassen hatte, las er die vor einigen Sekunden weggelegte Zeitung meines Vorgängers. Er schien eifrig den Feuilletonquark zu verfolgen.

Ich hatte Zeit, ihn in der Nähe zu betrachten. Just so stellte ich mir von je her einen deutschen Dichter vor: den Hals umgab ein Klappkragen von zweifelhafter Weiße;

der Rock war abgetragen; der ganze Mann sah verhungert aus; natürlich würde er im vierten Stockwerk wohnen; seine Haare wallten in langen Strähnen über den Rockkragen öldurchtränkt.

Ein tiefes Mitgefühl für den Unglücklichen faßte mich. Denn unglücklich mußte er sein, das las ich aus seinen kummervollen Zügen. Wenn ich ihm behülflich sein könnte, fiel mir ein, sei's auch nur im Erträglichermachen seiner äußern Lage . . . .

Noch heute Abend mußte ich seine Bekanntschaft machen. Ich sann über die Worte nach, wie ich ihn anreden wollte. Vielleicht, wenn er die Zeitung wegschob: „Gestatten Sie, mein Herr?" Oder auch: „Wie voll es heute wieder ist!" Oder: „Die Bedienung fängt an, recht mangelhaft zu werden".

Und während ich einen einigermaßen vernünftigen Anfang überdachte, ließ er die Zeitung aus der Hand gleiten und sah in die Menge.

Ich platzte sofort los: „Mein Herr, Sie scheinen ein Dichter zu sein". Du lieber Himmel, wie unsinnig! Das Wort war aber einmal gefallen, und nicht wieder rückgängig zu machen. Er hatte auch vollkommen verstanden und antwortete: „Ja, das bin ich! Ich bin der Dichter Franz Mäurer." Er hatte die Augen groß auf mich gerichtet und schien von mir zu erwarten, daß ich anbetend zu seinen Füßen sinken würde, eins seiner Sonette oder was es sonst von ihm war, herzusagen. In der That war es mir in diesem Augenblick peinlich, den Dichter Franz Mäurer nicht zu kennen. Der Dichter schien enttäuscht und sah gleichgültig in den Saal, als ich, statt der von ihm sicher erwarteten Antwort, sagte: „Mein Name ist Martens."

„Aber Sie sind auch ein Dichter?"

„Keineswegs! Ich bin Besitzer einer Nagelfabrik."

„So interessieren Sie sich für die Litteratur?"

„Gewiß thue ich das und mit ganzer Seele."

„Ah," seufzte Herr Mäurer, „ah, allerdings ein seltener Fall." —

Wir waren bald in ein lebhaftes Gespräch über die litterarischen Größen unserer Zeit vertieft. Herr Mäurer ließ mich kaum zu Wort kommen. Sein hartes Urteil über wirklich anerkannte Novellisten und Romandichter, sowie sein unglaublicher Ungeschmack machten, daß ich an dem Manne ganz irre wurde.

Als ich nach längerer Zeit gewissermaßen von ihm Erlaubnis erhielt, zu sprechen, bat ich ihn, neugierig geworden über seine sonderbaren Kritiken, ob er es mir gestatte, einen Einblick in seine Dichtungen zu thun. Herr Mäurer machte eine triumphierende Miene, stand auf und zog mich aus dem Saale mit den Worten: „Kommen Sie, kommen Sie, Herr Martens! Sie sollen von mir lesen und hören".

Die ganze Szene hatte natürlich kein Mensch bemerkt. Eine von den zahllosen Annehmlichkeiten der Großstadt.

„Sie begleiten mich, Herr Martens; keine Widerrede! Ich bitte, trotz der vorgerückten Stunde mit mir in meine Wohnung zu kommen." Dann ging er wieder auf litterarische Fragen über. An einem Laternenpfahl blieb er stehen und sagte gedehnt: „Wissen Sie, daß ich Homer langweilig finde, namentlich in der Voß'schen Uebersetzung, und die ist immer doch noch die beste. Sehen Sie sich, beim Himmel! den Achill an! Ein Schlächterbursche. Nein, Achill ist mir eine widerwärtige Figur."

Er sagte wirklich „Figur."

Ich war im Begriff, ihm heftig zu erwidern; aber er ließ mir keine Zeit; plötzlich sprang er von Achill zu „Hermann und Dorothea" über: „Erlauben Sie, wenn mir Homer langweilig ist, so ist es mir „Hermann und Dorothea" erst recht. Mag's an den Hexametern liegen, oder woran immer: Es ist mir langweilig. Ich begreife nicht, wie Goethe ein solches Philistergedicht schreiben konnte."

Ich war nahe daran, Herrn Mäurer einen Faustschlag in's Gesicht zu geben, besann mich aber, und sagte:

„Meine Zeit erlaubt es mir leider nicht, länger Ihren interessanten Gesprächen zu folgen; außerdem ist es bald Mitternacht, und morgen früh muß ich . . ."

„O, ich bitte, Sie kommen nicht fort," erwiderte er hastig; und dann klang es wie flehend: „Sehen Sie, nun eben, ach, seit wie langer Zeit, höre ich ein freundliches Wort,

fühle ich Teilnahme. Mein Gott, ja, ich schwatze Ihnen zu viel; aber wenn man, wie ich, gezwungen ist, die göttlichsten Gedanken (er warf einen Blick in die Sterne) stets bei sich behalten zu müssen, da thut es so wohl, wenn . . ."

Herr Mäurer schwieg, und schweigend gingen wir eine gute Strecke. Plötzlich blieb er stehen und sah mich an: „Ich merke, Sie sind neugierig, weshalb Sie mich im Café so nachdenklich gesehen haben. Dort dichte ich!" Die letzten Worte sprach er mit gehobener Stimme. Dann fuhr er fort: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich zwar in recht angenehmen Verhältnissen lebe, jedoch um diese meiner Frau und Tochter und mir selbst zu erhalten, muß ich arbeiten, und diese Arbeit besteht in Romanschreiben für kleine Blätter. Dies Geschäft bringt mir ein recht gutes Stück Geld ein. Ich betreibe es täglich von acht Uhr Morgens bis in den Spätnachmittag. Vollständig wie im Schlafe. Doch ich erzähle Ihnen später davon . . ."

„Aber, Herr Mäurer, weshalb ruhen Sie dann nicht von Ihrer Arbeit aus, statt Abends mit und in der Welt zu leben, zu dichten . . ."

„Ach, das ist ja meine Erholung; da kommen mir die göttlichsten Gedanken."

Wir waren an einem hohen Hause, einer sogenannten Mietskaserne, in einer engen, abgelegenen Straße stehen geblieben. Die Gegend gehörte nicht zu den besten.

Herr Mäurer sagte: „Wenn ich nicht so glücklich wäre, einmal einen Menschen gefunden zu haben, mit dem ich mich aussprechen kann, würde ich Sie sicher nicht gebeten haben, Herr Martens, mit mir drei Treppen hoch zu steigen."

Es war dunkel im Hause. Ein unangenehmer Kohl- und Fettgeruch — in so später Stunde — machte sich bemerkbar. Auf der zweiten Treppe stolperten wir über einen Betrunkenen. Irgendwoher klang Klaviermusik. Der Fledermauswalzer wurde ziemlich gut gespielt. Dazwischen klang es wie Gläserklingen und Gelächter. Wir waren in seiner Etage angekommen. Er zog leise an der Thürklingel. Es kam Niemand. Er zog stärker. Ein weibliches Wesen öffnete und sprach laut: „Na endlich, Franz, wo bleibst Du denn so lange? . . ."

Die Stimme verstummte, als ich als Begleiter erkannt wurde. Noch immer standen wir im Dunklen. Ich hörte hin- und hertrippeln. Die Musik verstummte plötzlich, ebenso das Gläserklingen und das Gelächter.

Eine Thür wurde geöffnet, und wir traten in ein großes Zimmer, aus dem die letzten Reste eines Abendessens rasch weggeholt wurden. Ich sah, daß eine Zwischenthür klaffte, hinter der wir durch den Spalt beobachtet wurden. Eine fette Stimme sagte ziemlich laut: „Herrgott, wen hat er den da wieder aufgegabelt!"

Ich hatte wenig Zeit, mich in der Stube umzusehen, denn Herr Mäurer begann sofort, nachdem wir an einem großen Tische Platz genommen, mich mit seinen „Dichtungen" bekannt zu machen. Es war mittelmäßiges Zeug, ohne jede Ursprünglichkeit. Die berühmten Dichterworte: wallen und kosen, wiederholten sich beständig. Es kos„e"ten nicht nur die Tauben, die Spatzen, die Menschen, sondern auch einmal die Kaninchen. Es „wallten" nicht nur die Haare, die Nebel, die Tannen, die Lüfte, sondern auch die Gefühle. Ich hörte schon lange nicht mehr auf die mit vielem falschen Pathos vorgetragenen Gedichte, sondern sah mich im Raume um. Alles schien wie besäet mit Papierschnitzeln, auf denen wahrscheinlich die „göttlichsten Gedanken" gekritzelt waren.

Die „göttlichsten Gedanken" war sein Lieblingsausdruck.

Vor einem öden Schreibtisch stand ein harter schäbiger Stuhl. Hier war die Fabrik der „spannenden" Romane, der „sinnigen" Novellen. Hier arbeitete der arme Herr Mäurer täglich viele Stunden lang, um Frau und Tochter zu ernähren und in „recht angenehmen Verhältnissen" zu erhalten.

Plötzlich wurde der Versedrechsler im Lesen unterbrochen. Dieselbe Stimme von vorhin rief aus der Thürspalte „Franz!"

Franz sprang sofort auf und eilte, sich bei mir entschuldigend, in's Nebenzimmer, dessen Thür aus Versehen angelehnt blieb. Ich hörte, wenn auch im Flüsterton gesprochen wurde, deutlich: „Warst Du bei Baron Meier? Hast Du die dreißig Mark von ihm erhalten?"

„Nein, ich war nicht da, Agnes, ich war nicht da. Ich ertrage es nicht mehr,

diese ewige Bettelei; ich ertrage es nicht mehr, Ihr könntet wohl auskommen mit dem, was ich für Euch verdiene . . . ."

Ich räusperte mich, es wurde nicht bemerkt. Die Frauenstimme fuhr leidenschaftlich fort:

„O, Du Feigling! Verhungern läßt Du uns! Verhungern!"

Dann sagte sie leise, aber in scharfem, befehlendem Tone: „Wen hast Du da mitgebracht? Er ist gut angezogen; forsche ihn aus; wenn er wohlhabend ist . . ."

Jetzt wurde mir denn doch die Sache zu arg. Ich sprang auf und schloß mit Geräusch die Thür.

Gleich darauf erschien Herr Mäurer. Er sah blaß aus, und sich in den Stuhl zurücklehnend, sagte er tonlos:

„Ach, Sie glauben nicht, wie schrecklich das ist, Tag um Tag acht bis zehn Stunden gedankenlos Romane schreiben zu müssen. Und sehen Sie hier (er zeigte mir eine Masse Briefe und Papiere, die er einer Schublade entnahm):

Siebenzehn Blätter bestellen zum Geburtstage Seiner Majestät Gedichte. Und immer kommt darin vor: Heldenkaiser — Lorberreiser. O, wie ich mich schäme, unsern guten, herrlichen Kaiser stets so anzuleiern! Aber es fehlt mir in der That die Zeit, mich ernstlich zusammenzunehmen. Bedenken Sie: Siebenzehn Blätter! Und die Gedichte dürfen doch nicht alle gleichlauten. Freilich, freilich, da hab' ich so mein Methodchen . . . Für morgen ist ein Polterabendscherz bestellt; für übermorgen zwei Grabgedichte; für Donnerstag Ansingung des Bureaupersonals an ihren jubiläumfeiernden Chef; und so fort und so fort. Aber es bringt Geld. Die Masse thuts . . . Hier, nehmen Sie mit, da können Sie einmal zu Hause lesen, was von mir von den Redaktionen verlangt wird . . ."

Unglaublich! . . . Ich nahm diese Briefe mit nach meiner Wohnung.

Einige mögen hier folgen:

Sehr geehrter Herr!

Wir teilen Ihnen mit, daß wir Ihren Roman für den Abdruck in unserem Blatte akzeptieren, jedoch mit dem Vorbehalte einiger unerläßlicher Aenderungen. Louise darf nicht sterben, werter Herr; sie kann sich vielmehr mit Eduard sehr wohl versöhnen und ihn heiraten. Auf den guten Schluß kommt immer sehr viel an; das Publikum will sich nicht verstimmen lassen. Wir haben erfahrungsmäßig jedesmal, wenn der Roman ohne Hochzeit endete, eine Anzahl Abonnenten verloren. Ferner der Titel! Das muß uns ganz überlassen bleiben. Sie haben „Streiflichter" gewählt, aber diese Bezeichnung ist völlig unmöglich, viel zu kurz und den weniger Gebildeten (Sie müssen bedenken, daß die wirklich Gebildeten kein Feuilleton lesen) verdächtig. Wir nennen den Roman: „Das Geheimnis des Polizisten oder: Ein Opfer des Zeitgeistes".

Ihrer gefälligen Rückäußerung entgegensehend u. s. w.

Ein anderer lautete:

Keinerlei Tendenz, werter Herr, das ist die erste Bedingung. Unser Blatt soll möglichst in jedem Hause seine Stätte haben, es darf also das Gebiet der politischen und sozialen, insbesondere aber der religiösen Fragen absolut niemals berührt werden. Sensationell, das ist die Hauptsache, spannend, wühlend. Wir pflegen per Tag 326 Zeilen Roman zu geben. Sie würden uns also sehr verpflichten, wenn Sie Ihre Arbeit so einrichten wollten, daß dieses Quantum jedesmal mit einer Frage oder dergleichen schließt, z. B.: Die Thür öffnete sich! Wilhelmine fuhr mit einem Schrei zurück, sie war leichenblaß geworden. Adolar stieß sich das Messer in den Busen!

Das veranlaßt diejenigen, welche Einzelnummern kaufen, nun auch die folgende zu nehmen. U. s. w.

Ein dritter:

Werter Herr! Remittieren anbei dankend Ihre Sendung. Druckten wir das, so würde man uns steinigen. Der verlobte Rittmeister scherzt Abends um elf Uhr mit der Gouvernante im Garten, während gegen den Schluß des Romans sogar herauskommt, daß Comtesse Ida die illegitime Tochter der Geheimrätin ist. Das geht durchaus nicht — unsere Zeitung wird von Backfischen gelesen, da hat man Rücksichten zu nehmen. U. s. w.

Ein vierter:

Werter Herr! Besten Dank für Ihre willkommene Einsendung. Der Roman gefällt uns so sehr, daß wir eine andere Arbeit zurückstellen, um mit der Ihrigen den neuen Jahrgang zu beginnen. Nur eine kleine Bitte möchten wir Ihnen ergebenst vorlegen: Das mittlere Kapitel, das erste des zweiten Bandes Ihrer Erzählung, spricht am meisten an. Wir bestimmen es daher zum Anfang und ersuchen Sie, die dadurch nötig werdenden kleinen Aenderungen

schleunigst vornehmen zu wollen, da das erste Stück schon gesetzt ward. Haben Material für dreizehn Nummern, alsdann bitten gefälligst höflichst um Fortsetzung u. s. w.

Ein fünfter:

Geehrter Herr Mäurer!

Wir danken bestens für das uns übersandte Manuskript, obwohl wir leider den Druck desselben ablehnen müssen. Reflexionen, geschichtliche oder gar politische Rückblicke, überhaupt Betrachtungen irgend welcher Art, Gedanken selbst, sind vollständig ausgeschlossen. Das Publikum will unterhalten, aber nicht belehrt sein; es ist daher auch ganz unstatthaft, die Werke unserer großen Tondichter in den Rahmen der Erzählung hineinzuziehen, indem man einfach sagt: Chopins Sonate, Opus soundsoviel oder dergleichen. Wer das nicht versteht, ärgert sich, und das müssen wir strengstens vermeiden. Bedarf es einer poetischen Reminiszenz, so bleibt man bei den Volksliedern, wie: „Steh' ich in finstrer Mitternacht", „Mädele ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite", oder dergleichen. Das kennen alle. U. s. w.

Ein sechster:

Ihre Novelle, geehrter Herr, hat uns sehr gefallen. so daß wir dieselbe nicht gern ausschlagen möchten. Sieben und dreißig Romane und Erzählungen müssen kontraktmäßig der Ihrigen vorangehen, so daß der Druck erst in drei Jahren stattfinden kann. An Honorar zahlen wir per Druckbogen 50 Pfennig; für diesen Preis überlassen uns die Verleger von Romanen den Stoff, ehe er als Buch erscheint; wir brauchen daher nicht teuer zu kaufen u s. w.

Ein siebenter:

Aber Geehrtester! Bedenken Sie doch, daß unsere Zeitung nur in frommen Familien gelesen wird; sie wird streng von den Pastoren überwacht. Ihre Erzählung gefällt uns sonst recht gut: wollen Sie also die natürliche Tochter des Barons Felseck von Sternenstein heraus nehmen, so akzeptieren wir.

Ein achter:

Wir senden hiermit, werter Herr, Ihre Erzählung mit dem Bemerken ergebenst zurück, daß wir gerne gesonnen sind, sie zu akzeptieren, wenn Sie sich entschließen können, noch stärker aufzutragen. Sie können bis an die äußerste Grenze des Erlaubten gehen, jedoch so, daß wir nicht mit der Staatsanwaltschaft in Konflikt kommen. Wenn Sie übrigens schreiben im dritten Kapitel: „Der junge Schneidersohn in seiner ausschweifenden Sinnlichkeit begehrte die blonde Komtesse Aurelie" — so ist das vielleicht doch zu starker Tabak. Das müssen Sie mildern oder poetischer fassen U. s. w.

* * *

Herr Mäurer war im Vortrage seiner Gedichte unterbrochen worden durch eine überaus schöne, üppige, große, junge Frauengestalt, die wie eine Königin in's Zimmer getreten.

„Herr Martens!" stellte er mich der Dame vor, „meine Tochter Anna".

„Ich bitte um Verzeihung," sagte das Mädchen, „daß ich die Herren störe. Mama wollte auf einige Augenblicke Silverstofs Gedichte haben," wandte sie sich zum Vater. Aber ohne dessen Antwort abzuwarten, ging sie stolzen Schrittes an ein Büchergestell und streckte ihren Arm nach oben, um das Buch zu ergreifen.

Ich stand noch immer wie gebannt. Die reich mit Spitzen besetzten Aermel waren zurückgefallen, und ein wundervoller Arm wurde sichtbar. Die junge Dame konnte augenscheinlich nicht gleich das Buch finden, denn sie suchte lange, in der verführerischen Stellung bleibend.

War das eine Juno und Venus zugleich? Ein reizendes Lächeln begleitete ihre Blicke, die von der Seite auf mich gerichtet waren. In diesem Augenblick sich ganz bewußt, mich durch ihr erstes Mirgegenübertreten willenlos gefesselt zu haben, trat sie vom Gestell zurück.

Mit einem leichten Kopfnicken und einem leisen, nur für mich hörbaren: „Auf Wiedersehen!" verschwand sie.

Ich mußte ihrem Vater meine äußerste Bewunderung über die Schönheit seiner Tochter sagen.

Er antwortete grämlich, betrübt: „Wenn nur etwas aus ihr würde; ich hoffte bestimmt, sie als große Schauspielerin zu sehen, aber sie will nicht auf's Theater. Sie erteilt Gesangunterricht und verdient recht gut. Ja, ja!" fügte er tonlos hinzu, „schade, jammerschade . . ." und es war mir, als zwänge er sich, nicht in Thränen auszubrechen.

Ich verabschiedete mich endlich von Herrn Mäurer und versprach — der Tochter

wegen natürlich — bald wieder zu kommen, indem ich das größte Interesse für seine Gedichte heuchelte.

Als sich die Etagenthür hinter mir geschlossen, wurde ich leise gerufen: „Herr Martens!“ Zugleich sah ich, wie eine andere Thür sich öffnete. Eine kleine, dicke Dame im schwer seidenen Kleide, winkte mir. Ich trat näher.

„Entschuldigen Sie, Herr Martens, daß ich zu so später Nachtzeit Sie noch mit der Bitte belästige, bei meiner Tochter und mir einen Augenblick einzutreten; wir konnten es nicht über's Herz bringen, Sie sich entfernen zu sehen, ohne Ihnen unseren innigsten Dank zu sagen für die Freude, die sie unserem lieben Papa gemacht haben. Ach, er ist so lieb, so lieb. Er opfert sich für uns, und dennoch, dennoch ist es schwer für uns, durch's Leben zu kommen.“

Ein unbeschreiblich anmutendes, mit vornehmem Geschmack eingerichtetes Gemach umfing mich. Von der Decke hing eine hellbrennende Lampe. Cigarettengeruch und feiner Parfüm vermischten sich und fielen wie schwere Schleier auf die Stirn.

In der Mitte des behaglichen Zimmers saß auf einem in Bewegung gesetzten Schaukelstuhl Fräulein Anna. Sie hatte einen rotseidenen Schlafrock angezogen. Auf ihrer Linken krallte sich um den Zeigefinger ein grauer Papagei. Sie sah mich wieder von der Seite an und lächelte. Zu Füßen hätte ich ihr stürzen mögen.

„Entschuldigen Sie mich wenige Minuten“, sagte Frau Mäurer, „Sie haben noch nichts genossen heute Abend; ich hole ein Glas Wein.“ Und dann ging sie.

Ich saß dem Götterweibe gegenüber, und wie von Sinnen stürzte ich zu ihr nieder und umklammerte ihre Knie.

Sie blieb ruhig im Schaukelstuhl liegen und sagte lachend: „Ei, ei, das geht ja schnell, Herr Martens; aber jetzt stehen Sie vorläufig auf (ja „vorläufig“ sagte sie), Mama kommt.“

Mama kam; Anna schaukelte sich. Der Papagei rief: „Anna, koch' Kaffee“.

„Liebe Anna, gewiß hört Herr Martens gerne Musik. Du solltest einige Lieder singen.“

Das Fräulein ging sofort an das geöffnete Fortepiano und sang die beiden gräßlichen Lieder: „Gute Nacht, Du mein herziges Kind“ und „Mein Lied“. Ihre Stimme war nicht unschön. Wir tranken Champagner, viel Champagner, lachten, rauchten. Frau Mäurer putzte sich unaufhörlich mit grauem Seidenpapier die auf fast allen Fingern sitzenden Diamantringe. Endlich ging sie. Ich saß mit Anna allein. Der graue Papagei schlief in seinem Bauer; zuweilen öffnete er schwerfällig den Deckel seiner Augen . . .

Ich aber küßte wein- und liebberauscht leidenschaftlich die roten Kirschenlippen der Göttin.

* * *

Fast ein Jahr lang war ich wohl täglich der Besucher von Frau Mäurer und Anna gewesen. Es hatte mich, für meine immerhin nicht glänzenden Verhältnisse, ein rasendes Stück Geld gekostet. Endlich, der Sache überdrüssig geworden, war ich für den Winter nach Nizza gegangen.

Als ich im Mai nach Hamburg zurückkehrte, nahm ich mir fest vor, mich nicht wieder in den Venusberg einsperren zu lassen. Ich hielt mir Wort. Unter der Hand stellte ich Erkundigungen an nach dem Dichter Franz Mäurer. Sie lauteten traurig: Er habe sich vor etwa acht Wochen im Café die Kehle abgeschnitten und sei, trotz aller sofort angestellten Rettungsversuche an Ort und Stelle, nach wenigen Minuten verschieden.

Ich machte mir bittere Vorwürfe bei dem Gedanken, daß er von den nächtlichen Orgien in seiner Wohnung gehört haben könnte. Aber niemals war er erschienen; er durfte dort sich nicht zeigen. Und dann, vor mir und nach mir hatte vielleicht mancher wohlhabende Herr den grauen Papagei im Bauer schlafend gesehen, und wie der Nachplapperer ab und zu die Deckel seiner dummen, bösen Augen schwerfällig gehoben . . .

Die Zirkusbajadere.

Stimmungsbilder von Wilhelm Arent.

I.

Wie des Springquells flüſſige Silberſäul'
Aufſtäubt zum ſonnigen Licht,
Wiegſt im Tanz du dich vor dem Menſchenknäul':
Ein ſchönheittrunk'nes Gedicht.

Dein Goldhaar umflattert die Marmorſtirn,
Dein Buſen wogt ſtürmiſch-wild —
Ich liebe dein weltluſtfieberndes Hirn,
Dämoniſches Frauenbild!

II.

In düſt'res Träumen tief verſunken,
Starr' ich thränlos vor mich hin:
Du küßt, von ſüßem Mitleid trunken,
Das Haupt mir, ſchöne Sünderin.

Dein dunkles Aug', das liebentflammte,
Thaut in der Sehnſucht Sonnenſtrahl —
Unſel'ge Dirne, luſtverdammte,
Ich liebe dich zu meiner Qual!

Indeß wonnheiſchend mir erblühet
Dein mondſcheinblaſſer Roſenleib,
Der Seele holder Duft verſprühet —
Und arm wie vorher bin ich, Weib.

III.

Oft leerteſt du des Schickſals Becher
Gefüllt mit ekler Daſeinsqual,
So leer' ihn nun, ein kühner Zecher,
Bis auf den Grund — zum letztenmal!

Wirf dich tief in den Schlamm der Lüſte,
Sauge dich feſt an Lippen rot,
Schnauf ein den Duft der warmen Brüſte,
Umarm im Vollgenuß — den Tod.

Eduard v. Hartmann's philoſophiſche Familienſorgen.

Von Irma v. Troll-Boroſtyani.

Vorbemerkung der Redaktion.

Die „Geſellſchaft" erkennt kein Monopol der Wahrheit an. Keiner ihrer Mitarbeiter, ſo ſehr er ſich zu vollſter Wahrhaftigkeit verpflichtet, huldigt dem Wahne, eine patentierte alleinſeligmachende Lehre zu verkündigen, die jede Diskuſſion ausſchließt. Wir gewähren dem Kampf der Ideen den weiteſten Spielraum. Der Realismus verpönt nur die Phantaſterei, die Schablone und die Phraſe.

I.

Wenn Du, lieber Leſer, zur Sommerszeit auf dem Lande herumſtreifſt, ſo ſiehſt Du allenthalben in Obſt- und Gemüſegärten und Getreidefeldern gewiſſe lächerlich häßliche, aus Stroh und Kleiderflicken gefertigte Schreckgeſtalten aufgeſtellt, welche der ſorgſame Landmann dahingepflanzt, um die naſchhaften Vögel und Haſen zu verſcheuchen, die ſich durch Anbringung einer Tafel mit der Aufſchrift: „Fremden iſt der Eintritt bei Strafe verboten", nicht abhalten laſſen, widerrechtlich einzudringen und ihren Appetit mit den Früchten der Erde zu ſtillen.

In ähnlicher Weiſe hat Herr Eduard v. Hartmann in ſeinem Aufſatze „Die Lebensfrage der Familie" eine Scheuche aufgeſtellt, indem er durch Entrollung eines die Menſchheit mit Unglück bedrohenden Zukunftsbildes vor der Durchführung der geſetzlichen Emanzipation der Frau zurückſchrecken will. Glaubt denn aber Herr v. Hartmann wirklich, daß denkende und wiſſende Menſchen ſich durch einen aus philoſophiſchem Phraſenſtroh und den Flicken veralteter Vorurteile zuſammengeſetzten Popanz ſchrecken und die herrlichen Früchte freiheitlicher Tendenzen und intellektuell-moraliſchen Fortſchritts ungepflückt laſſen werden?

Die Schauer-Perſpektive, die Hartmann im Hintergrunde der durch die Gleichſtellung der Geſchlechter herbeizuführenden neuen Ordnung der Dinge vor den verwunderten Augen der Leſer auftauchen läßt, zeigt uns zwei gruſelerregende Spukgeſtalten. Das eine der

Gespenster, eine schwankende Gestalt mit hohlen Wangen, eingesunkenen und doch wild rollenden Augen, angethan mit zerfetzten Kleidern, durch deren Risse die abgezehrten Glieder blicken, ist das Elend, der furchtbare Jammer eines allgemeinen Pauperismus, hervorgerufen durch eine immer mehr überhandnehmende Entvölkerung der Länder. Das andere Bild stellt uns zwei Figuren dar, deren eine, ein schwächlich gebautes Männchen, unter schwerster Frohnarbeit fast zusammenzubrechen droht, während ein robustes Weib mit groben harten Zügen neben ihm steht, eine Peitsche in der Faust, um jede Lässigkeit in der Arbeit des Unglücklichen mit empfindlichen Hieben zu züchtigen: es ist das Bild einer grausigen Unterjochung des männlichen Geschlechts durch das weibliche, einer empörenden Sklaverei, in welche der Mann durch die Frau gestoßen wird, wenn es letzterer gelingt, die gesetzliche Gleichstellung mit demselben zu erringen.

Ich scherze nicht, lieber Leser, dies und nichts anderes: Knechtung der Männer und völliges Aussterben der Menschheit sind nach Herrn v. Hartmann die unvermeidlichen Folgen der Frauen-Emanzipation!

Durch die Befreiung der Frau wird dieselbe dem von Hartmann ihr als ausschließlich angewiesenen Beruf, sich zu verheiraten und möglichst viel Kinder zu gebären, entfremdet, das Bewußtsein, sich durch ihre Fähigkeiten eine selbständige Stellung in der Welt erringen zu können, wird sie nicht geneigt machen, dem ersten besten Heiratskandidaten ihre Hand zu reichen, überfroh, um den Preis, versorgt und unter die Haube gekommen zu sein, lebenslängliche Abhängigkeit und Unterordnung unter ihrem angetrauten legalen Gebieter und die Pflicht zu übernehmen, „ihre eigene Köchin, Kinderwärterin und Schneiderin" zu sein. Denn dies fordert Herr v. Hartmann von der Frau aus dem Mittelstande. Nur für die gröbste Hausarbeit gestattet er ihr, sich eine Hilfe zu halten, und das höchste Frauenideal ist ihm „das Durchschnittsweib aus dem Volke, das ohne Dienstboten ihr ganzes Hauswesen allein besorgen, ihre Wochenbetten unter dem Beistande gefälliger Nachbarinnen erledigen, ihre Kinder selbst warten und pflegen, dabei noch oft die Rohheiten eines rücksichtslosen und zeitweise betrunkenen Mannes ertragen und durch eigenen Arbeitsverdienst zur Einnahme der Familie beisteuern muß."

Gewiß verdient solch stummes, opfermütiges, durch ein ganzes Leben fortgeführtes weibliches Heldentum unsere vollste, wärmste Hochachtung und hat Herr v. Hartmann sehr recht, wenn er sagt, daß dieses Weib aus dem Volke entschieden schwereren Anteil an der Last des Lebens trägt als der Mann, und daß ihr sittlicher Wert dem des Mannes meist sehr überlegen ist. Mit Hartmann aber ein derartiges Beispiel als allgemeine Lebenspflicht der Frauen aufstellen und das weibliche Geschlecht durch moralische und physische Zwangsmaßregeln zur Uebernahme dieser Lasten zwingen zu wollen, damit der doch weit kräftigere Mann ein bequemeres Leben führen kann, ist eine terroristische Barberei von so unerhörter Brutalität, daß man sich füglich wundern muß, wie nicht das bloße humane Anstandsgefühl ihn verhindert, dieselbe zu befürworten.

Diese Zwangsmaßregeln, welche Herr v. Hartmann zu empfehlen sich nicht entblödet, sind von drastischer Einfachheit. Er fordert, daß die Männer keine andern Mädchen heiraten als solche, welche willens und kräftig genug sind, das Kochen nebst sonstigen häuslichen Arbeiten, das Schneidern ihrer eigenen Kleidung und der ihrer Kinder*) und, „was am schwersten wiegt", die tägliche und nächtliche Kinderpflege auf ihre Schultern zu nehmen, wobei bemerkt werden muß, daß Herr v. Hartmann es für naturgemäß und wünschenswert hält, daß jedes Ehepaar elf Kinder habe. Diejenigen Mädchen nun, die nicht geneigt sind, ein derartiges Lasttier abzugeben, werden zur Strafe dafür sitzen gelassen. Damit ihnen aber der Gusto vergehe, ehelos zu bleiben und sie es doch vorziehen, das Joch der Ehe und der damit verbundenen schweren Dienstbarkeit auf sich zu nehmen, würde den wohlhabenden Mädchen, die von ihren Renten leben können, eine hohe Steuer auferlegt, und würde der weibliche Unterricht, welcher Herrn v. Hartmann gegenwärtig schon viel zu umfassend erscheint und den er „mit einem Streiche rückgängig machen und unsere Töchter auf

*) Warum denkt denn Herr v. Hartmann nicht daran, dafür zu plaidieren, daß auch die Männer in den Stunden, die ihre Berufsthätigkeit freiläßt, sich mit der Schneiderei ihrer eigenen Kleidung beschäftigen? Dies wäre eine ebenso große Ersparnis, als es das Selbstverfertigen ihrer Kleider bei den Frauen ist.

das Niveau der Volksschulbildung zurückschrauben möchte, mit dem unsere Großmütter sich begnügen mußten", gleichzeitig so eng beschränkt werden, daß die unbemittelten Mädchen noch weniger als gegenwärtig im Stande wären, sich durch ihre Fähigkeiten ein genügendes Auskommen zu verschaffen. Diese würde also der Hunger dazu zwingen, um den Preis der Versorgung die eheliche Hausmagd eines legitimen Souteneurs zu werden. (Wem fällt hiebei nicht das südamerikanische Gesetz ein, welches die Erteilung von Unterricht an die Sklaven und die Sklavenkinder mit schwerer Strafe belegte?)

Welche trostlosen Zustände aus einer derartigen Zurückschraubung der natürlichen fortschrittlichen Entwickelung der menschlichen Gesellschaft erwüchsen; welchen verhängnisvollen Rückschlag auf die kommenden Generationen dieses gewaltsame Hinabdrängen des Weibes auf eine noch tiefere Stufe der intellektuellen Bildung und Bethätigung, auf eine noch rechtlosere, abhängigere, die freie moralische Entwickelung hindernde Stellung in der sozialen Ordnung üben müßten; welche reiche Saat ausgestreut würde zu üppigem Gedeihen der feilsten Käuflichkeit des Weibes in und außer der Ehe, indem die Existenzbedingungen für die Frauen ausschließlich in der Eroberung eines sie ernährenden Mannes zu finden wären; wie unfähig solcherart gebildete oder eigentlich gänzlich ungebildete Frauen wären, ihre Kinder gut zu erziehen: alles dies bedenkt Herr v. Hartmann nicht.

Diese Tendenzen mögen vom Standpunkte eines beschränkten männlichen Egoismus, der in Vorrechten und Privilegien sein Glück und Heil sucht, erklärlich, wenn auch nicht entschuldigt und noch weniger berechtigt erscheinen. Wer aber die Unterjochung der Frau im Interesse des Familienwohls und des sich hierauf gründenden Staatswohles predigt, der ist entweder im Irrtum oder in der Lüge befangen.

Knechtung, Sklaverei, gewaltsame Verdummung durch Vorenthaltung des geistigen Brodes des Unterrichts sind Verbrechen, deren Saat nicht die Ernte des sozialen Wohles, sondern die eines Rückschrittes zur Barbarei erzielen würde. Es ist eine geschichtlich erwiesene Thatsache, daß die Achtung und das Ansehen der Frau in der menschlichen Gesellschaft in demselben Maße gestiegen sind, als Kultur und allgemeine Bildung zugenommen haben. Auch in der Gegenwart sehen wir die Stellung des Weibes um so angesehener, je höher der Bildungsgrad eines Volkes ist, während sie bei den wilden Völkern noch heute jene unterste Stufe als Sklave des stärkern Geschlechts und als Lasttier einnimmt, welche ihr zu Beginn aller Gesittung ganz allgemein zugewiesen war, während sie bei halbgebildeten Völkern (z. B. im Orient) nur die etwas bessere Stellung eines Halb-Sklaven einnimmt Schon diese eine Thatsache könnte genügen, anzudeuten, daß mit einer günstigen Entwickelung der Völker die Stellung der Frau voranschreiten und sich allmählich zu voller Gleichberechtigung mit dem Manne heben muß, und daß ein gewaltsames Herabdrücken des weiblichen Geschlechts auf die frühere Stufe der Dienstbarkeit Hand in Hand gehen würde mit einem zivilisatorischen Rückschritt, wo nicht das moralische und geistige Uebergewicht, sondern die Kraft der Fäuste ausschlaggebend würde.

Wenn die zunehmende Ehelosigkeit unter den höheren Ständen und die im Verhältnis zum Proletariat geringere Kinderzahl Herrn v. Hartmann Alpdrücken und Kopfzerbrechen verursacht und wenn er (unglaublich, aber wahr) die Ehe als ein Martyrium des Mannes und diesen als ein wehrloses Opferlamm der Frau darstellt, so wirkt dies mit freilich nicht beabsichtigter, aber unwiderstehlicher Komik.

Der Beruf des Mannes soll nach Herrn v. Hartmann gesundheitaufreibender sein als derjenige der selbst alle ihre Pflichten erfüllenden Frau, welche „in der Vereinigung von häuslichen Arbeiten aller Art und Kinderwartung am Tage mit jahrelanger nächtlicher Ruhestörung" bestehen.

Die Erfahrungen der Aerzte gehen aber dahin, daß die Krankheiten der Frauen, langes Siechtum und Todesfälle, in weitaus größter Mehrzahl gerade in den ihre Kräfte oft übersteigenden unausgesetzten Arbeitsleistungen für die Familie und in den „wiederholten Schwangerschaften, Entbindungen und Wochenbetten" ihre Ursache haben, welche nach Hartmann „meist nur vorübergehende Störungen des Wohlbefindens" hervorrufen, und daß die Mehrzahl der Erkrankungen unter den Männern durch zu flottes, in den Genüssen aller Art nicht Maß haltendes Jugendleben verursacht werden. Wie unendlich viele Männer schwächen oder untergraben ihre Gesundheit durch Spiel, Trunk, in Vergnügen durchschwärmte Nächte

und ungezügelte Liebesfreuden! Aber hierüber scheint Herr v. Hartmann nicht unterrichtet zu sein. Er weiß nur davon, daß die Berufsthätigkeit den Mann „allmählich aufreibt", was sich „meistens der Beobachtung entzieht". (Natürlich, weil es selten genug der Fall!) und der arme Mann findet Hartmann's uneingeschränktes Mitleid. Wenn aber die Frau durch Erfüllung ihrer häuslichen und Mutterpflichten erkrankt, so ist an dieser „Berufsuntüchtigkeit" nur ihre „Verwöhnung" schuld und die „leidenden, nervösen und gar hysterischen" Frauen trifft Hartmann's volle Verachtung.

Goethe sagt zwar in „Hermann und Dorothea" sehr treffend:

„Eine Mutter fürwahr! bedarf der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde."

Aber Herrn v. Hartmann sind solche sentimentale Dichteranschauungen fern. Das selbstsüchtige Weib nimmt für sich alle Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens in Anspruch, dem Manne alle Leiden und Lasten desselben überlassend, bis er unter denselben erliegt!

Seine äußerste Entrüstung richtet sich gegen diejenigen Frauen, welche „pretiöse und überspannte Egoistinnen" nicht mehr als ein oder zwei Kinder haben wollen. „Die Mädchen können nicht früh genug lernen", meint er, „daß ihr einziger, unmittelbarer Beruf darin liegt, dem Vaterland möglichst viel, möglichst tüchtige und wohlerzogene neue Bürger zuzuführen, um es konkurrenzfähig und siegreich zu erhalten."*) Und empört ruft er aus: „Ist es nicht beschämend für die höheren Stände, daß sie, die am ehesten in der Lage wären, für die Volksvermehrung ein Uebriges zu thun, in der Erfüllung dieser staatsbürgerlichen Pflicht hinter dem Durchschnitt weit zurück bleiben, dem Proletariat zu anderen Lasten auch noch die Last aufbürden, den Ausfall ihrer Leistungen zu decken und dadurch eine umgekehrte natürliche Zuchtwahl, eine Erhaltung des mindest Entwickelten, inaugurieren?"

Es ist ganz merkwürdig! Glaubt denn Herr v. Hartmann wirklich, daß die Proletarier die ihnen „aufgebürdete Last" der Kindererzeugung auf sich nehmen, um den Ausfall der diesbezüglichen „Leistungen" der höheren Stände zu decken; daß sie, um der „staatsbürgerlichen Pflicht der Volksvermehrung" zu entsprechen, so viel Kinder in die Welt setzen, und daß dies nicht einzig und allein in unüberlegter Befriedigung des Geschlechtstriebes geschieht?

Ludwig Büchner z. B. (in seiner Schrift „Der Mensch und seine Stellung in der Natur") faßt diese selbe Sache anders und etwas richtiger auf, indem er sagt: „Tierischer, durch kein moralisches Gegengewicht gebändigter Trieb und Mangel an Einsicht oder wirklichem Familiensinn lassen überdem die Familien der Armen in der Regel viel zahlreicher werden als die der Reichen, und vermehren dadurch das Elend der heranwachsenden Generation in das Unberechenbare".

Dieser tierische Trieb und Mangel an moralischer Kraft und Selbstbeherrschung, welche von der übermäßigen Vermehrung in den unteren Ständen zum großen Teil Ursache sind, würden aber auch dann nicht wegfallen, wenn die höheren Stände sich zur staatsbürgerlichen Pflicht größerer Leistungen für die Volksvermehrung bekennen und, die Lex Hartmann gehorsam annehmend, jedes Menschenpaar elf Kinder zu erzielen bestrebt wäre.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

---

*) Hiebei fällt mir der Kalenderwitz ein: Ein Offizier fragt eine Frau, die in die Kaserne will: „Wer sind Sie?" — Frau: „Armeelieferantin." — Offizier (lächelnd): „Was haben Sie denn geliefert?" — Frau: „Sieben Buben als Soldaten und a Mädl als Marketenderin." — Nach Hartmann sollen wohl alle Frauen solche Armeelieferantinnen sein?

Zola und Daudet.

Von M. G. Conrad.

(Geschrieben in Paris 1880).

I.

Der Roman ist heute diejenige Litteraturform in Frankreich, welche der gesammten schönwissenschaftlichen Jahresproduktion den Stempel aufdrückt. Ob das Jahr ein gutes, mittelmäßiges oder schlechtes gewesen an geistigem Ertrage, ob der litterarische Ernteseegen ein bedeutender oder geringer, das entscheidet nicht das Drama, nicht die Lyrik, sondern der Roman. Sogar die stärksten Theatererfolge fielen in den letzten Jahren auf die Bühnenbearbeitungen der hervorragenderen Romane. Die Romandichtung beeinflußt immer nachhaltiger die Geschmacksrichtungen der modernen Bühne.

Damit werden manche konventionelle Maßstäbe zerbrochen, viele mit akademischer Sorgfalt gepflegte Begriffe über den Haufen geworfen, die Kategorien der ästhetischen Schubfächerweisheit sehr respektwidrig in Unordnung gebracht. Aber was ist dagegen zu thun? Die schöpferischen Kräfte der Litteratur sind von einer grandiosen Rücksichtslosigkeit gegen die litteraturhistorischen Etikettenschreiber der zünftigen Kritik. Die Schwungräder des Geisteslebens lassen sich nicht mit den dicksten, gelehrtesten Zöpfen festbinden. Keine kritische Verabredung vermag die Kreise zu stören, die sich das eherne Gesetz der Entwickelung auch in der Kunst gezogen.

Der Roman ist ein litterarischer Zwitter, ein schöngeistiger Bastard, ein künstlerischer Parvenü — und wie sonst noch die ganze Reihe von ehrenrührigen Bezeichnungen lauten mag, die ihm der Areopag der litterarischen Legitimität in den Weg geschleudert. Umsonst. Er hat seinen Weg gemacht wie ein Held — und heute ist er der Herrscher. Il tient le haut du pavé. Protestiere dagegen, wer zu unfruchtbaren Herzensergüssen Lust hat; die Thatsache wird deswegen nicht weniger eine Thatsache bleiben.

Im zeitgenössischen Sitten-Roman spricht sich das Geistesleben des Volkes nach seinen verschiedenen Gesellschaftskreisen am freiesten und umfassendsten aus. In ihm spiegelt sich die gesammte Nationalkultur nach Höhe und Tiefe. Aber wohlgemerkt, nicht im Roman der idealistischen Fabulierer, die kein zuverlässiges Organ für die Wirklichkeit der Dinge besitzen, noch im Roman der tendenziösen Schwätzer oder geistreichelnden Zeitvertreiber, die ihren Stoff nach parteigeistlicher Schablone oder phantastischer Willkür verkneten.

Diese Sorte hat genug gethan, wenn sie die Leihbibliotheken füllt, der Müßiggängerei und intellektuellen Bequemlichkeit eine entsprechende Kurzweil bietet, die Damen und Mägdlein angenehm mit Abenteuern und Gefühl unterhält, die Philister mit poetisch angestrichenen Schnurren kitzelt oder in der Gestalt der belletristischen Kunst mit den nicht laut eingestehbaren Bedürfnissen eines gewissen Leserpublikums ein sündhaftes Blindekuhspiel treibt, — das der erotischen Träumerei und dem Laster Vorschub leistet in den salonfähigsten Formen.

Der einzig bedeutungsvolle, geistig dominierende Roman, dessen Gestalt und Methode im Einklange mit dem wissenschaftlichen Charakter unserer Epoche steht und den konventionellen Hirngespinnsten schlankweg den Rücken kehrt; dieser Roman, der auf den Ergebnissen der Beobachtung und Wissenschaft beruht und zunächst keine anderen künstlerischen Ansprüche macht, als für die Wahrheit der Sache den zutreffendsten, knappsten, lebendigsten Ausdruck zu finden, ohne idealisierende Flunkerei, ist der realistische oder naturalistische, le roman expérimental, wie ihn Emil Zola kunstgerecht nennt. Aber nur der wahre Künstler kann ihn leisten, nicht der — Photograph, wie unsere idealistischen Kritikschwätzer flunkern.

Der Typus, das Urbild dieses Romanes ist „Madame Bovary" von Gustav Flaubert. Die Hauptzüge der neuen Kunstlehre, wie sie aus der ästhetischen Analyse dieses Werkes resultiert, sind etwa folgende:

Treue Wiedergabe des Lebens unter strengem Ausschluß des romantischen, die Wahrscheinlichkeit der Erscheinung beeinträchtigenden Elementes; die Komposition hat ihren Schwerpunkt nicht mehr in der Erfindung und Führung einer mehr oder weniger spannenden, den blöden Leser in Atem erhaltenden Intrigue (Fabel), sondern in der Auswahl und logischen Folge der dem wirklichen Leben entnommenen Szenen, in deren Faktur und gesellschaftlicher Umrahmung die höchste Wahrheit als vollendete Kunst sich darzubieten hat; keine „Helden"

mehr von Ueberlebensgröße, keine phantastischen Puppen in Riesenformat, sondern wirkliche Menschen, just so erhaben oder so erbärmlich, wie sie die Gesellschaft hervorbringt, also Wesen, deren Proportionen dem Maße der gemeinen Existenz entsprechen und die nicht wie Kolosse unter Zwergen, im Roman wie in einer Fabelwelt sich bewegen; die Schönheit des Werkes besteht nicht in der idealisierenden Vergrößerung im Rechten wie im Schlechten, sondern in der Harmonie und Wahrheit des Ganzen wie der Teile, in der höchstmöglichen Genauigkeit des „menschlichen Dokuments", von Künstlerhand in unvergänglichen Marmor gegraben; der Verfasser verschwindet vollständig hinter der Handlung und stört weder mit seinem Lachen oder Weinen, weder mit seinen eingeschobenen Reflexionen oder Sentenzen, noch sonst mit einer merklichen persönlichen Teilnahme den Gang der Ereignisse, die Charakterentfaltung der handelnden Person; der Roman bewahrt durchaus seine unpersönliche, objektive Einheit, die conditio sine qua non jedes durch sich selbst wirkenden, sein eigenes Leben bezeugenden Kunstwerkes.

Eine einfache Vergleichung ergiebt die größten technischen Fortschritte, welche der naturalistische Roman seit Balzac gemacht hat, denn mit Ausnahme von zwei oder drei Werken hat dieser mächtige Autor sich nicht immer in den gewollten Kunstschranken zu halten vermocht; die Uebertreibungen und Abschweifungen sind zahlreich, die persönlichen Launen durchbrechen die organische Einheit, ja zuweilen nehmen ganze Kapitel die unstatthafte Form einer Plauderei des Schreibers mit dem Publikum an. Erst Flaubert und Zola haben die definitive Formel des naturalistischen Romans gefunden.

Ob letzterer diesem oder jenem Geschmack entgegenkommt, diesem oder jenem Publikum behagt, ist in diesem Augenblicke gleichgiltig. Die Hauptsache ist, daß sein Existenzgrund, seine Prinzipien und Absichten *richtig* erfaßt werden. Der Rest wird sich finden, d. i. die Trägheit des Geistes, die vor jedem neuen Schritte zittert, weil sie in jeder Veränderung nur Fallstricke, Abgründe, Dekadenz und dergleichen sieht, wird sich allmählich der naturalistischen Formel fügen, wie sie sich einst der klassischen und romantischen gefügt hat. Die Entwickelung der Ideenwelt spottet jeder fremden Schranke.

Emil Zola und Alphons Daudet repräsentieren heute in der französischen Litteratur die beiden Spitzen des naturalistischen Aufschwungs. Daher das Aufsehen, das die Hervorbringungen beider Männer in der Presse wie im Publikum begleitet. Tausend Hände heben sich zum enthusiastischen Beifall, und die journalistischen Aufwärter haben ihre liebe Not, nach allen Seiten hin die pikanten Einzelheiten des neuesten litterarischen Ereignisses brühwarm zu servieren. Die feindselige Kritik aber wetzt ihre Messer, um sich in bekannter Weise gütlich zu thun. Nicht Daudet gilt ihr Eifer, wohl aber Zola. Daudet hat fast keine Feinde, Zola eine ganze Legion.

Dieser Umstand hat verschiedene Ursachen. Daudet hat durch die goldene Pforte des Triumphes seinen Einzug in die französische Litteratur gehalten. Er ist ein Zauberer, ein „Charmeur", der jede Feindseligkeit durch die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit seines sieghaften Vorganges entwaffnet. Seine Dichternatur, unter dem sanften Himmel der Provence erblüht, ist mit den verführerischsten Reizen geschmückt; die gewinnende Anmut, das zärtliche Lächeln, der schelmische Blick, kurz alle glücklichen Gaben sind ihr Erbteil. Es ist etwas Orientalisch-Weibliches im Wesen Daudet's, das seiner persönlichen wie litterarischen Erscheinung eine wunderbare Anziehung verleiht und alle Kräfte in einem harmonisch ausgeglichenen Spiel erhält. Eine solche Individualität ist geradezu einzig in der zeitgenössischen Litteratur. Ihr Erfolg mußte ein unfehlbarer sein.

Anders Zola. Die Signatur seines Wesens ist nicht von den rosigen Fingern einer poetischen Fee gezeichnet worden. Er ist ganz Mann, ganz Kämpfer. Er verführt nicht, er bändigt. Wo die Schwierigkeiten am größten, das Vorurteil am hartnäckigsten, der Widerspruch am bereitesten, da findet er die lockendste Arbeit, da glüht seine Seele im mächtigsten Schöpfungsdrang. Die bösesten Seiten des sozialen Lebens, an die eine mittlere Kraft und ein halber Wille nicht rühren darf, ohne elend zu scheitern, sind die Domäne seines durchdringenden Geistes, seiner rücksichtslosen Gestaltungskraft, die das Zagen nicht gelernt.

Zola ist die personifizierte Aufrichtigkeit, der Freimut à outrance. Nicht zufrieden mit den tausend Schwierigkeiten der delikatesten sachlichen Probleme, tritt sein ungestümer Reformdrang auch an die empfindlichsten Personalfragen heran. Er kennt nur *ein* Heiliges

und Unverletzliches: die Wahrheit. Die Pilatusfrage aber: „Was ist Wahrheit?“ beantwortet er sich so: Es giebt keine Wahrheit außerhalb der Wissenschaft; ich stehe mit allen Kräften des Geistes und Gemütes in der Wissenschaft, folglich ist mein Wesen die Wahrheit.

Was er in einer seiner meisterhaften Litteraturstudien über H. Taine sagt, könnte Wort für Wort auf ihn selbst bezogen werden:

„Il n'a pour règle que l'excellence de ses yeux et la finesse de son intuition; il n'a pour enseignement que la simple exposition de ce qui a été et de ce qui est.“

In der Kritik anerkennt Zola, wie jeder schöpferische Geist, keinen andern Gott als sich selbst, im Roman keine andere Offenbarung, als die entgötterte, wissenschaftlich erfaßte Natur. Höchstpersönlich in der Kritik, zeigt er sich unpersönlich im Roman. Sein Roman ist, wie er selbst sagt, ein Protokoll, ein allgemein menschliches Dokument, dessen Autor nirgends sichtbar wird als in der Unterschrift. Die Diktion wächst deshalb aus der Sache selbst heraus und bringt zuweilen Wendungen und Worte von einer Urwüchsigkeit hervor, die kein Autor persönlich in guter Gesellschaft verantworten möchte. Zola verantwortet sie auch nicht; er wälzt jede Verantwortung auf das von seiner Person losgelöste Werk ab. Dies gilt hauptsächlich vom „Assomoir“ und der „Nana“.

Ihr findet meine Phraseologie oft unpoetisch, roh, gemein? ruft er aus; eh bien, ist es meine Schuld, daß die behandelten Zustände und Menschen unpoetisch, roh, gemein sind? Ich habe nichts davon und nichts dazu gethan. Ich habe als Autor keine andere Verpflichtung, als der Wahrheit der Natur zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen. Mein Roman erschreckt, entsetzt, beleidigt Euch? Bon, bringt Eure Lamentationen vor den Richterstuhl der Wahrheit, mich aber laßt ungeschoren, denn ich bin nur ihr auserwähltes Organ.

Zola ist die sittlichste Seele, der keuscheste Schriftsteller, aber einige Seiten seiner Werke wimmeln von Obszönitäten. Wem die Schuld?

„Dem Reinen ist alles rein“, bezeugt die Bibel.

Zola zählt zu den einschneidendsten Moralisten, die Frankreich je hervor gebracht. Aber er hütet sich, den Verlauf der Lebensgänge seiner Helden nach einem metaphysischen oder theologischen Sittengesetz pathetisch zu arrangieren. Der metaphysische oder theologische Mensch existiert überhaupt nicht für ihn, sondern nur der physiologische; nur ihm vindiziert er faßbare Realität. Menschengeschichte ist ihm Naturgeschichte. Darum moralisiert er in seinen Romanen auch mit keiner einzigen Silbe; er bleibt kühl bis an's Herz, selbst wenn die Tugend schmählich unterläge und das Laster siegte. Stets siegt der Stärkere, lautet das Naturgesetz — allen Evangelien und Katechismen zum Trotz.

Wo bleibt die Moral? fragt der ängstliche Leser, wo die sittenstärkende Nutzanwendung? — Sie liegt unausgesprochen im Vorgang selbst, - im Charakter und Schicksal der Helden, antwortet der Romanzier; so und nicht anders spielt sich das wirkliche Leben ab — richtet Euch nun danach ein! Das allein ist die Moral der Geschichte. Ihr erwartet eine andere? Dann geht in die Kirche, vor die Kanzel, in den Beichtstuhl, aber nicht zum Romanzier, der ein Werkmann der Wissenschaft und nicht ein Sachverwalter religiöser Gläubigkeit ist!

Diese Auffassung seiner schriftstellerischen Mission ist mit Zola's ganzem Wesen innigst verwachsen, ja, sie ist die Essenz seines Wesens, seiner persönlichen Bedeutung selbst. Bei allem Bewußtsein seiner Kraft und seiner reformatorischen Absichten handelt er vollkommen naiv. Er gehorcht keinem anderen Gebot als der Stimme seines Gewissens, dem Drang seines Geistes, dem Impuls seines Temperaments, folge daraus, was da wolle.

Was daraus folgen mußte, liegt auf der Hand: Feindschaft von allen Seiten. Man sagt der Welt nicht ungestraft die Wahrheit ins Gesicht. Der Unverstand, die Bosheit, der Neid machen gemeinsame Sache wider den kühnen Sprecher und suchen mit all' den schönen Mitteln, welche keine andere Heiligung als die des Zweckes für sich haben, ihm das Leben so sauer als möglich zu machen. Ich habe die Kampfgeschichte Zola's bereits in einem Buche „Parisiana“*) ausführlich erzählt. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei an dieser Stelle darauf verwiesen.

*) „Parisiana“, S. 171: Der Großmeister des Naturalismus. Breslau, Schottlaender, 1880.

Viel Feind viel Ehr! Zola kann zufrieden sein.

Stellt sich uns in Zola hauptsächlich die streitende und wissenschaftliche Seite des Naturalismus dar (womit wir entfernt nicht an seine eminente künstlerische Begabnis als Stilist und Erzähler rühren wollen!), so erblicken wir in Alphons Daudet die versöhnende und poetische Seite der naturalistischen Romanform, dort den vorherrschend logisch operierenden, kühlen Kopf, hier das empfindsame, mitfühlende Herz der neuen Bewegung.

Verweilt Zola, dem Zwange seiner Natur gehorchend (und nicht aus berechnender Absicht, aus roher, verwegener Effekthascherei, verrückter Eitelkeit und dergleichen armseligen Motiven, wie Mißwollende aberwitzig genug behaupten), verweilt Zola bei den pessimistischen Bildern des Lebens und analysiert mit fast brutal berührender Objektivität die schmerzensreiche Irrsal menschlicher Leidenschaft, so betont Daudet mehr die erfreulichen Kräfte, die unseres Geschlechtes Schicksal weben. Auch er legt den Finger in gar manche entsetzliche Wunde, aber rasch findet sein poetischer Tiefsinn, sein im Grunde optimistisches Gemüt eine tröstliche Wendung, die den Schauder bannt und das Herz mit milder Hoffnung erfüllt.

Wo uns Zola zuweilen nur das harte Brod der modernen physio- und soziologischen Forschung vorschneidet (freilich in vollendet künstlerischer Darbietung), da fällt aus dem Borne Daudet'scher Intuition ein klarer Strahl erquickenden Wassers, und den Wermutkelch blasser Wahrheiten, deren herber Geschmack uns die Kehle zuschnüren müßte, kredenzt er uns mit einem Honigtropfen süßer Illusion. Auch er führt den Leser die rauhen Pfade peinlichster Beobachtung, die durch Herz und Nieren alles Lebendigen dringt, aber nicht ohne am Rande des Weges sinnige Blumen sprießen zu lassen, deren duftender Atem uns erfrischend ins Antlitz weht.

Daudet hat die Thräne, aber auch das Lächeln.

Durch die düstersten Seiten seiner Schriften hören wir die silbernen Glöckchen seines liebenswürdigen Humors klingen. Es ist der Humor des Weisen mit der Kindesseele, die süße Thorheit des erprobten Optimisten.

Er versöhnt uns mit der Tragik des Menschenschicksals durch das Hereinziehen von Anklängen gemütswarmer Komik, die sich wie schmeidigendes Oel auf das anstürmende Meer der Empfindungen legen . . . . kurz, wir treffen überall auf die traute Spur persönlich optimistischen Dichtergefühls, auch da, wo uns Daudet hinausführt — eine seltene Exkursion allerdings — in die eisige Nacht eines sternenlosen Winterhimmels, in die Regionen wildverheerender Leidenschaftsmächte, zerstörungsträchtiger Schicksalstücken.

Was die Kunst der Darstellung anlangt, so sucht Daudet, wie Zola, mit den einfachsten Mitteln zu wirken und jede Figur mit scharfen Charakterstrichen aus dem verborgenen Kern ihres Wesens zu entwickeln. Wir begegnen derselben rücksichtslosen Wahrheitsliebe, derselben jedem Phrasendunst abholden Sprache. Bei Zola ist, wie bei Shakespeare alles furchtbar entschleiertes Geheimnis des Lebens, eherne Realität von schauderuder Unerbittlichkeit. Bei Daudet erhält die plastische Herausbildung der Typen zuweilen etwas Unruhiges, Flimmeriges durch ein Uebermaß von Ziselierarbeit, das Zola in seiner genialen Wucht mit überraschender Sicherheit zu vermeiden versteht.

Wenn der Verfasser des „Assomoir" seine Menschen sprechen läßt, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, (nebenbei eine interessante philologische Seite der Zola'schen Schriften!) so thut das zwar Daudet auch, allein er ist dabei ängstlich besorgt, daß der Schnabel sich zuvor hinlänglich gereinigt hat, um allzuempfindliche Ohren nicht ohne Not zu beleidigen. Wie oft haben die „gros mots" herhalten müssen, um bei oberflächlichen Lesern den Zola'schen Naturalismus zu verdächtigen, ja die lächerliche Meinung zu erwecken, der Naturalismus sei überhaupt nichts anderes, als ein schmutziges Sammelsurium grober Ausdrücke, als Wühlen im populären Unrat, Schwelgen im Häßlichen u. s. w.

„Die Dummen werden nicht alle", pflegte der selige Leipziger Professor Bock zu sagen. Für sie ist es, dank den Bemühungen einer ebenso boshaften als unwissenden Kritik, bereits zum Dogma geworden, der Naturalismus schließe die Reinlichkeit in Gesinnung und Worten, die Tiefe in Gedanken und Empfindungen aus, er sei die brutale Negation alles wahrhaft Poetischen, Schönen und Edlen u. s. w. Dergleichen Dummheiten sind durch keine Demonstration zu zerstreuen; man muß es der Zeit überlassen, damit aufzuräumen. Was hülfe es zu sagen: Lest doch Zola's „Conquête de Plassans", seine „Page d'Amour",

seine Novelle „L'Attaque du Moulin" u. s. w. und Ihr werdet Euch eines Besseren überzeugen! Umsonst. Gewisse Leute, und darunter solche, die sich das öffentliche Richt- und Sprecheramt anmaßen, lesen nicht, und wenn sie lesen, verstehen sie nicht, und wenn sie einmal verstehen, so müssen sie sich dumm stellen, um konsequent zu bleiben.

Die obenerwähnte Rücksicht scheint Daudet auch bei der Wahl seiner Stoffe zu leiten, indem er solche herausgreift, deren Natur eine Behandlungsart zuläßt, die bei der Familienlektüre den Traditionen von Wohlanständigkeit nicht vor den Kopf stößt (ach, es giebt Philisterköpfe, die fürchterlich wehleidig und zimpferlich thun können!) — eine Rücksicht, der das Zola'sche, auf zwanzig Bände berechnete Riesenwerk „Les Rougon-Macquart", d. i. die Naturgeschichte einer ganzen Familie unter dem zweiten Kaiserreich, sich natürlich nicht unterwerfen konnte, ohne den grandiosen Plan, der alle Abstufungen der Gesellschaft mit dem gleichen wissenschaftlichen und humanen Interesse umspannt, zu vernichten.

Der sozusagen geläuterte, filtrierte Naturalismus Daudet's erinnert mehr an den englischen Realismus des Charles Dickens, während Zola direkt von der gewaltigen einheimischen Rasse eines Balzac und Flaubert Geist und Fleisch seines mächtig gestaltenden Schriftstellertums herleiten darf.

Daudet's Erfolge waren von Anfang an Familien- und Salon-Erfolge und in den protestantischen und jüdischen Kreisen Deutschlands und Englands fanden sie ihre enthusiastischen Herolde. Jede deutsche Besprechung eines Daudet'schen Buches verwandelt sich in uneingeschränkte Lobeshymnen, in eine schwärmerische Liebeserklärung an den französischen Autor. Daudet ist unser. Wir haben ihn in unser großes, kosmopolitisches Herz geschlossen, und tragen es ihm nicht nach, daß er in seinen Publikationen während und unmittelbar nach der Kriegszeit den deutschen Barbaren manches Unverbindliche gesagt. Auch die blindwütenden Antisemiten und andere Konfessionsfexen in der Litteratur haben ihm seine jüdische Abstammung nicht vorgerückt und keinen Witz darauf gemacht, daß der provenzalische Name „Daudet" zu deutsch „Davidchen" heißt.

Zola sieht sich, trotz der kolossalen Verbreitung seiner Werke, mehr von der toleranteren Katholizität, von dem stärkeren Geschmacke der Slaven gewürdigt. Italien, Spanien, das lateinische Amerika, Rußland und die russophilen Nachbarn stellen ihm die meisten dankbaren Leser, die verständnisvollern Kritiker.

Merkwürdig, Frankreich, das sich sonst litterarischen Kühnheiten gegenüber wahrlich nicht verdutzt zu stellen pflegt, geizt diesmal nach der Ehre, die Häuptlingsrolle des Puritanismus zu spielen, eine Rolle, die ihm schlecht und unglaubwürdig genug zu Gesicht steht. Freilich hat der böse Zola, der deutsch-italienische Abkömmling, Sohn eines ursprünglich österreichischen Ingenieurs, der Gesellschaft seines Adoptivvaterlandes, die von ihren schönfärbenden Litteraten so gründlich verhätschelt worden ist, bittere Wahrheit zu kosten gegeben!

Die gekränkte Eitelkeit der koketten „großen Nation" hat ihm diesen unerwarteten Liebesdienst selbstverständlich sehr übel vermerkt . . . .

Hiezu kommt ein Anderes. Zola hat vom Anfange seiner litterarischen Laufbahn an resolut auf der äußersten Linken der ästhetischen Opposition Platz genommen. In seiner „Sünden Maienblüte" hat er bereits jenen Radikalismus entfaltet, der zwar in der Politik und selbst in der Religion sich längst sein parlamentarisch und kirchlich respektiertes Existenzrecht erstritten, aber auf dem Gebiete der Litteratur und schönen Künste wie eine Ausgeburt der Hölle befehdet wird.

„Am miserabelsten" — schrieb F. Kürnberger im Spätherbste 1873 in der Wiener Deutschen Zeitung — „am miserabelsten geht es der ästhetischen Opposition. Wie ein Mondkalb wird sie angestarrt, wo sie sich zeigt, und die sanglantesten Revolutionäre, die kreditfähigsten Anarchisten, Menschen, auf deren Umsturzbestrebungen man bauen kann, sind oft reine Kinder und buchstabieren eine ästhetische Fibel, welche schon an den langen Regenabenden in der Arche Noah ein abgegriffenes Büchlein war. Nicht die ersten Anfänge und primitivsten Voraussetzungen findet sie vor, ein Störenfried ist die ästhetische Opposition in fast allen Parteikreisen, ein ungebetener Gast, welcher überall auf konservative Gewohnheiten, ja auf reaktionäre Triebe stößt. In der Aesthetik herrscht noch Krummstab und Säbel, alles Hergebrachte und Abgelebte, der ganze Absolutismus der Phrase." —

An Franz Trautmann.

Trotz Zeitungsnot und grimmer Hundstagshitze,
Die beide kaum Allotria gestatten,
Las, ohne nur ein Weilchen zu ermatten,
Ich Deinen „Christoph", Freund, in Einem Sitze.

Ein köstlich' Buch, fürwahr! Mit feinem Witze,
Dem Biedersinn und Prachthumor sich gatten,
Beschwörst Du uns der Vorzeit mächt'ge Schatten,
Den tapfern Bayernherzog an der Spitze.

Ach, wäre Dich zu preisen nicht verfänglich!
Just, da ich mich zu Deinem Lob erdreiste,
Beschleichen mich Gefühle zag und bänglich;

Denn während aus gestaltungsreichem Geiste
Dir Werke quellen, schön und unvergänglich,
Ist meines Schaffens eitel Spreu das Meiste.

Otto Braun.

Kleiner Krieg.

Von Hermann Conradi.

I.

Das sexuelle Moment in der Litteratur.

. . . Da hat neulich ein gewisser Herr Dr. Schlenther, Schriftsteller allhier zu Berlin, in einem Artikel in der „Deutschen Wochenschrift" (Wien) beiläufig die Novellen des Herausgebers dieser Zeitschrift „schamlos" genannt. Und warum? Wohl nur deshalb, weil der Dichter so freimütig war, gewisse Dinge beim rechten Namen zu nennen, sich vor der Behandlung gewisser verpönter Motive nicht zu scheuen, das sexuelle Moment da, wo es nötig ist, auch kunst- und naturgemäß zu berücksichtigen.

Herr Schlenther ist mit dieser Methode nicht einverstanden. Das will wenig bedeuten. Tausend andere seiner ehrenwerten deutschen Kollegen von der journalistisch-kritisierenden Schreiberzunft sind es auch noch nicht. Und ich frage wieder: Warum nicht?

Weil die Herren Realisten und Naturalisten den sogenannten „guten Ton" — „den Anstand" — den „guten Geschmack" und andere konventionelle Spießbürgereien mit ihren Brutalitäten verletzen, wie die Schlenthers und Konsorten meinen . . . .

Nun: ich möchte heute 'mal diesen zarten, mit reinstem Idealismus natürlich bis obenan vollgepfropften Seelchen, diesen Anwälten des „guten Tones" und ähnlicher schöner Sachen folgendes kurz zu bedenken geben:

Dem Künstler — hier auf dem Felde der Litteratur — ist in puncto Motivwahl Alles erlaubt. Er kann sich als Stoff aussuchen, was er will. Nichts darf ihn daran hindern. Ausschlaggebend ist allein das Moment: wie er das Motiv behandelt!

Das wird wieder davon abhängen, ob der erwählte Stoff seiner künstlerischen Individualität wirklich „liegt".

Je mehr er meinem intimsten künstlerischen Fühlen und Denken behagt, desto besser wird mir seine Ausgestaltung gelingen.

Wie es nun besonders feinbesaitete und zartorganisierte Gemüter giebt, die sich nur

bei der Elegie, bei der Idylle, beim leisen, reservierten „stimmungsvollen" Anschlagen eines Tones wohl fühlen, so giebt es doch wahrhaftig auch starke, kernige, männliche Seelen, die eine tüchtige Portion gesunder Sinnlichkeit haben, denen nichts zimperlich Neutrales anhaftet, denen alles, was nach verkrüppelten Mittelweg-Gefühlen riecht, gründlich verhaßt ist, die scharf ausgesprochene Sympathien und Antipathien haben — und solch' eine blutreiche, muskulöse Vollnatur soll sich nach dem Geflöte hysterischer Halbmenschen richten — soll auf einen Codex schwören, den ein Zwerggelichter in einer verrackten, nivellierungstollen Zeit fein säuberlich zusammen spintisiert hat? Das hieße ja: seiner Kunst einen Schlag ins Gesicht geben, einen Verrat an seiner schöpferischen Kraft begehen! Ich will keine Bastarde, keine Eunuchen in die Welt setzen — ich will Geschöpfe aus mir herausgebären, denen ein volles, üppiges, zeugungskräftiges Leben innewohnt — ich will schaffen, ohne daß ich mir meine Seele von einer abgestandenen Altweiberweisheit habe schimpfieren lassen!

Ich weiß: meine Rede ist nicht gerade sehr parlamentarisch. Aber der Zorn steigt Einem auf, wenn man sieht, wie unserer Litteratur, wo sie eben einen neuen, kräftigen, saftreichen Zweig heraustreiben will, wo sie sich bemüht, aus einem lackierten Toilettenschmuck zu einer urwüchsigen nationalen Macht zu werden, die abgelebtesten, verzopftesten Mittelalterlichkeiten hindernd entgegentreten . . . Und weiter: Es ist ganz natürlich, daß besonders stark und lebhaft empfindende Naturen zu Motiven greifen, die anderen Leuten „pikant" — „anstößig" — „verfänglich" erscheinen. Darum so natürlich, weil sie aus eigener Erfahrung ganz genau wissen, daß das psychische Leben von dem rein sexuellen Leben ganz mächtig beeinflußt und bestimmt wird.

Es gilt also, Momente, die man Jahrzehnte hindurch in der Litteratur völlig ignoriert hat, natürlich auf Kosten der inneren Wahrheit eines Kunstwerks, eben zur möglichst vollendeten Erreichung dieser Wahrheit wieder mit aller Energie einzuführen.

Das ist ja das höchste Ideal eines Künstlers: *einen Organismus zu schaffen, der in sich alle notwendigen, naturbedingten Wesens- und Lebensfaktoren besitzt.* Sobald ich spüre, daß das Moment des Sexuellen bei der Ausgestaltung eines bestimmten Motivs besonders stark betont werden muß, werde ich es mit gleicher Liebe wie jedes andere organische Wesensmoment aufnehmen und an seinen Posten stellen . . Thue ich es aus irgend einem Grunde nicht, kommt in den meisten Fällen ein totgeborenes, mindestens ein verkrüppeltes Geschöpf zum Vorschein.

Für frivoles Spielen mit sexuellen Motiven und Momenten, ein aus starkem Behagen an geschlechtlichen Dingen entspringendes Verwenden und Hervorkehren derselben an Punkten, wo es nicht hingehört, wo die innere Wahrheit eines künstlerischen Organismus vielleicht sogar dadurch beeinträchtigt würde, ist natürlich vollständig zu verwerfen. Aber nicht etwa deshalb, weil es nicht „anständig" ist, geschlechtliche Fragen zu berücksichtigen, sonders weil es in diesem Falle *von künstlerischem Standpunkte unberechtigt* ist! — Den positiven Wert eines Kunstwerks bedingt also seine innere Lebenskraft. Diese wird von der Berücksichtigung und künstlerischen Verwendung aller naturnotwendigen Wesensfaktoren abhängen. Jedes Werk, das diese innere Lebenskraft besitzt, hat Existenzberechtigung, ist zu respektieren, mag es behandeln, was es will. Ueberall, wo sich eine mächtige, zeugungskräftige Individualität ausgiebt, wird ein Kernprodukt entstehen. Alles *Schablonenhafte* dagegen spricht sich selbst sein Urteil. — Das Sexuelle hat also überall die Berechtigung, wo es in das Gesamtgefüge, meist in seiner Eigenschaft als *analytisches* Moment, hineingehört. Es von hier beseitigt wissen zu wollen, aus irgend einer unkünstlerischen Rücksicht, heißt wahrhaftig dümmer sein, als die Polizei erlaubt. In der deutschen Zeitungskritik macht sich oft ein litterarischer und künstlerischer Obskurantismus breit, der in der That *schamlos* ist. —

Litterarische Kritik.

Gedichte von Hermann Friedrichs. Leipzig und Berlin. Verlag von Wilhelm Friedrich. Diese wohlgesichtete Gedichtsamlung des Verfassers der „Margaretha Menkes" enthält die schon früher erschienenen „Erloschenen Sterne", den epischen Zyklus „Oktavia" und unter dem Titel „Gestalt und Empfindung" eine Reihe dem Leben entnommene Anekdoten und Ereignisse, vorgetragen in einer bald an's Liedartige, bald Balladenmäßige anklingenden Art. „In eines Thales Wiesengrund" wendet ein Bauernmädchen das Grummet und zerbricht sich den Kopf darüber, was wohl eigentlich das Wort „Poesie" bedeuten möge, da jemand zu ihr gesagt, sie habe ein „Aug' voll Poesie", der Dichter verbrennt eine Samlung „Gedankenspäne" und ihm ist, als loderten die Flammen ob seines Glückes „letztem Rest" zusammen; den Wildheuer läßt er da klettern, wo „im Horste" die jungen Geier „mit gierigen Hälsen" die Schnäbel aufsperren und läßt ihn der Freiheit, der „göttlichen Spende" (ein etwas verunglückter Notreim) die schwieligen Hände weih'n. Ein Zigeunermädchen wundert sich, warum es sie auf einmal gelüste „im Spiegel dieses Baches" sich zu brüsten, warum sie sich auf einmal schämt und ihre Reize kennt und meint, daß wohl der Zaubrer „Liebe" daran schuld sei; einen Weber, der einst im Wohlstand an seinem Webstuhl saß, findet der Dichter nach Jahren dem Trunk ergeben im größten Elend wieder. „Der Dampf hat mich so weit gebracht" sagt der Arme und bitter schließt der Dichter dieser sozialen Frage gegenüber: „Der Dampf beherrscht die Zeit." Im Eisenbahnzug fährt der Dichter zu seiner Mutter und sieht einen Vater einsteigen, der ein mutterloses Kind pflegt: der Dichter bedauert das Arme und schließt: „Mein Glück wird Dich nimmer beseelen!" Ein Gemsjäger wird von der Alpenfee verlockt und liegt, da er „ihres Mantels Silbertressen" haschen will, bald im Abgrund. „Aber ach! Zu kurz gemessen war der Sprung!" Man sieht, daß es ohne triviale Wendungen, welche nicht einem poetischen Anschauen, sondern einem konventionell-prosaischen Denken entsprungen sind, nicht abgeht in dieser Gedichtsamlung. So enthält das „Weib von Granada" folgende Droschkengaulpegasushufklänge: Manches Heldenauge weint, und zwar weint es:

Thränen um den Fall der stolzen, der geliebten Königsstadt,
Die Gesetze einst dem ganzen Spanien vorgeschrieben hat.

Der Verfasser wird wohl bemerken, daß die Stellung der Cäsur hinter einem durchaus bedeutungslosen Worte den ohnehin abstraktprosaischen Sinn des Alexandriners zur unfreiwilligen Komik verdammt. Denn in der That schreibt in Prosa eine „geliebte Königsstadt" wohl Gesetze vor, aber niemals in der Dichtung, wo eine solche rednerisch-prosaische Personifikation alle Illusion — und in dieser lebt der Dichter — aufhebt. Gesetze schreibt in der Dichtung höchstens ein einzelner Mensch vor, oder sie schildert uns eine Richterschaar, die das thut. Wir heben diese verunglückten prosaischen Stellen hervor, damit der Verfasser bei einer neuen Auflage sie unterdrücke und durch dichterische Wendungen ersetze.

Es sind diese Auswüchse in der That nur die Kehrseite einer sehr schätzenswerten Eigenschaft dieser Dichtungen: nämlich einer gewissen ungekünstelten Gesundheit und Korrektheit der Sprache: bei der überwiegenden Masse rhetorischen Wustes, der uns neuerdings von gewissen „Stürmern und Drängern" — wenn die Leute nur wenigstens so viel Originalität hätten, einen neuen Titel für sich erfinden zu können! — für Dichtung verhandelt wird, bei der überwiegenden Masse derartiger Bumbumpoesie müssen wir Hermann Friedrichs preisen, daß er mit einfacher, strammer und gradseliger Sprache ohne Winkelzüge dem Dichterischen zustrebt. So finden sich in dem epischen Zyklus „Oktavia" eine Anzahl sehr energisch und sicher vorgetragener Oktaven. Der Dichter schildert uns im Anschluß an Tacitus' Erzählung die bekannten neronischen Gräuel: Etwas vom Sprachgeist des römischen Historikers ist auch in die Vortragsart seiner Ottaven und Terzinen übergegangen zum Vorteil. Eine gewisse Kompaktheit und lakonische Sicherheit des dichterischen Vortrags erfreut uns an diesem Zyklus, während eine an Vergil genährte Phantasie die Art der Gestaltung beeinflußt. Freilich muß sogleich hinzugefügt werden, daß damit die Gefahr des Prosaischen gegeben ist im Sprachstil des Verfassers und daß sie keineswegs überall überwunden ist. Freilich ist zugleich die weitere Frage aufzuwerfen, wie weit diese gesamte neronianische Zeit überhaupt Gegenstand der Poesie, insbesondere einer echten Leidenschaftspoesie werden kann. Auch an Friedrichs' an Schönheiten reicher Behandlung ist uns wieder sehr zum Bewußtsein gekommen, wie sehr diese taciteischen und suetoischen Berichte sich eigentlich der Dichtung entziehen, es ist uns aufgefallen wie an all den Nerotragödien, welche Deutschland hat über sich ergehen lassen müssen. Was im strengsten Sinne nicht nur historisch, sondern auch dichterisch aus dieser Nerowirtschaft, aus diesem Agrippinismus und Poppäismus zu machen ist, das hat gerade Tacitus selbst geleistet und einen Nachklang, einen anempfundenen Nachklang davon zu schaffen, wäre, wie bei Friedrichs, schon höchstes Lob und einzige Möglichkeit. Wir sehen an Friedrichs so gut wie an allen Andern, wie die Dichter sich in einer gemachten Leidenschaft, in einer outrierten Anhitzung ihrer Phantasie an solche Stoffe machen, ohne daß dem Kieselsteine ein Funken jener zündenden Leidenschaft entspränge, welche dichterisch ist. Also keine Leidenschaft! Sondern ein Kauen an den eigenen Fingern, ein schwächlicher Leidenschaftskitzel einer versiechenden Hirnkraft in der Darstellung versiechender Geschlechtskraft: eine Leidenschaft ohne Spannung der Leidenschaft. Himmel und Hölle, alle Furien der Seele sind entfesselt in Othellos, Lears und Kleopatras Leidenschaft — warum fröstelt uns dem gegenüber die neronianische Lustseuche so eiskalt an? Weil sie die Dichter zur Lustseuche der Phantasie verleitet d. h. zur Schilderung und Leidenschaftsmalerei ohne die

Ursache der Leidenschaft zu geben, zur Schilderung edler und erhabener Gefühle ohne ausreichende ethische Entwickelung derselben aus dem psychologisch-sittlichen Organismus des Lebens überhaupt. Der Edelmut eines Silanus bleibt uns zuletzt ebenso gleichgültig wie die Geilheit einer Poppäa, weil noch kein Dichter verstanden hat aus jener wahnsinnigen Luderwirtschaft zu Rom, die ja denn doch mehr ein psychiatrisches Interesse hat, jene geistige Grundlage herauszustellen, bei der die Thaten eines Nero, einer Poppäa eine Spannung des Leidenschaftsbogens zuließen. All diese Hadriane und Antinous', diese Agrippinen und Neros zeigen sich von der Kaprize der Leidenschaft, statt von derjenigen beherrscht, welche an den Wurzeln der Menschheitsexistenz haftet, wie in shakespeare'schen Helden: es ist Schaum, Blase und kraftloses Begehren, und eine Art von innerer Notwendigkeit zwingt die Dichter dann auch Seifenblasen der Leidenschaft, oder (z. B. an Nero) der Mutterliebe zu phantasieren, die weder als Schuld, noch als Verbrechen, noch als tragische Verstrickung erscheinen, sondern nur als ungeheuerliche hohle Masken der Leidenschaft und des Tragischen. Und so ist der Einzige, der bisher den Stoff so behandelt hat, wie er zu behandeln ist, Tacitus in seiner Eigenschaft als Historiker gewesen.

Hermann Friedrichs ist längere Zeit in Italien gewesen. Er hat sich dort manche Anregung zum Inhalt seiner Gedichte geholt. Wie in Schiller's „Herkulanum und Pompeji" schweben ihm an Ort und Stelle öfter die Geister des Altertums vor. Dennoch möchten wir in seiner Samlung den Preis einem etwas frivolen, aber am sicherſten und schlagkräftigsten gelungenen Gedichte erteilen, das sich betitelt: „Die Hexe". Ist uns recht zu Sinne, so kommt hier rheinländischer Geist und der Geist rheinländischer Liedersänger, wie Wolfgang Müller, Kinkel u. a. über den Verfasser; es will uns bedünken, als ob die gesündeste und überzeugendste Poesie immer die sei, welche verrät, wo Einer zu hause ist, welche die ihm eigentümlichen, heimatlichen Seelenkräfte naiv und unbefangen ausspricht. Ganz von selbst wird sich da das anschauliche Moment der Dichtung mit Sicherheit bewähren wie in dieser „Hexe."

Eine Hexe war sie freilich;
Denn sie nahm mir Herz und Sinn
Und noch heute lauf' ich eilig,
Wenn es dunkelt, zu ihr hin.

Wolfgang Kirchbach.

Naturgeschichte der Berlinerin. Von ***. Berlin, W. Ißleib 1885. An dem kleinen Büchlein mißfällt mir vieles, um nicht zu sagen alles: der pikant sein sollende, aber an die Hintertreppenlitteratur bedenklich mahnende Titel, die Namensverschweigung des Verfassers, die schrecklich kauderwelschende, jedes scharfen persönlichen Gepräges entbehrende Sprache, die Seichtigkeit der sozialpsychologischen Analyse, die moralischen Nutzanwendungen und lyrischen Empfindsamkeiten am Schlusse der einzelnen Kapitel, die Unvollständigkeit des Inhalts — und die Effekthascherei in der Ausstattung: dunkelblauer Druck auf hellgrünem Papier. Dem ernsten Menschen des realistischen Schrifttums sind solche Bücher ein Greuel. Den Philister, den litterarischen Kannegießer und den bekannten idealgestimmten Musterreiter mögen sie als Bier- tisch- und Eisenbahnlektüre reizen. Schluß: der Verfasser, wer und was er auch sonst sein möge, hat als Volksnaturgeschichtschreiber seinen Beruf verfehlt. Spruch: „Was nicht deines Amtes ist, da laß deinen Vorwitz!" — **Lustige Geschichten aus dem Tokayerland.** Aus dem Ungarischen übersetzt und frei bearbeitet von Adolf Kohut. Berlin, R. Eckstein, 1885. Das ist ein köstliches Buch, unterhaltend und belehrend zugleich. Die ungarischen Schriftsteller und die deutschen Leser dürfen einem solchen Vermittler nicht mit dem Danke kargen. Die getroffene Auswahl (zwölf Stücke von zehn Autoren, der Mehrzahl nach in Deutschland so gut wie unbekannt) ist vorzüglich, die Uebertragung tadellos. Ein solches Buch empfiehlt sich selbst. Möge der buchhändlerische Erfolg nicht nur zahlreiche Auflagen, sondern auch gleichgelungene Fortsetzungen veranlassen! — **Im Kreislauf der Zeit.** Beiträge zur Aesthetik der Jahreszeiten von Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld. Wien, A. Hartleben, 1885. Mit einem Titelbild und sechzig Textilluſtrationen geschmückt, bietet sich das Buch nach Form und Inhalt als gleich vornehme, den verwöhntesten Liebhaber reizende und befriedigende Gabe. Es ist ein vollkommenes, harmonisches Kunstwerk. Als solches wird es von der kleinen Gemeinde der wahrhaft schönwissenschaftlich gebildeten, vornehmen Geister mit ungeteiltem Wohlgefallen aufgenommen werden. Es ist schwer, für die Weise des Dichters nach üblicher kritischer Schablone die zutreffende Bezeichnung unter den vorhandenen litterarischen Etiketten zu finden, so eigenartig sind die Motive, ihre Verwebung und ihr Vortrag. Sind es „Feuilletons", sind es „Farbenskizzen", sind es Chopin'sche „Präludien mit der Feder", sind es „Lieder ohne Reim und ohne Noten", sind es „Gedichte in Prosa", sind es „Stimmungsbilder" — — doch wozu die unnütze Qual des Fragens? Die wunderlieben Sachen, die uns auf diesen 226 Seiten vorgetragen werden, sind dies alles und noch viel mehr. Lies und urteile selbst, Leserin — denn der Dichter hat das reinste Verständnis doch mehr von deiner geläuterten Empfindung, als von dem kritischen Silbenstechen der verstandesharten Männer zu erwarten. Der rücksichtslose, kalte Prüfer würde vielleicht da ein anderes Wort, dort ein anderes Zitat wünschen, wie denn der aparte Geschmack des Mannes solchen ausgesuchten Feinheiten gegenüber immer etwas reserviert bleiben wird. Doch muß auch er sich der Stärke des Dichters besonders in den stimmungsvollen novellistischen Partien schließlich fügen und aller kritischen Tifteleien sich entschlagen um des vollen Genusses willen, den eine solche Fülle des Schönen auch dem Anspruchsvollsten bietet. — **Ein Manuskript!** Von B. v. Suttner. Leipzig, W. Friedrich. Auch dieses Buch ist eine Probe auf den litterarischen Geschmack und ästhetischen Feingehalt des Lesers. Wer mit einem versumpften und verdummten Zeitungslesergehirn darüber kommt, wird nichts daran finden, wer sich an gewöhnlichem Novellenschnickschnack (oft unserer „berühmtesten" Autoren!) den Magen verdorben hat, wird wenig daran finden, wer aber als

Leſer reinen Kopf und helles Gemüt bewahrt hat, dem wird dieſe Manuſkript-Novelle ſoviel Entzücken bereiten, daß er jede Zeile küſſen möchte . . . Ja, das iſt ein Buch zum küſſen. Einzelne Kapitel ſind von einer Erhabenheit der Empfindung („Unſere Toten", „Treue und Liebe", „Die Kleinen", „Zauber der Jugend"), daß man beim Leſen ſüß durchſchauert unwillkürlich die Hände faltet. Das iſt ein Muſter-Geſchenkbuch im höchſten Sinne Wäre nur die Ausſtattung eine angemeſſenere!

Ignotus.

Münchener Kunſt.

Ketzereien von Erich Skahl.

Je mehr in einer Stadt Operette, Poſſe und ähnliche Kunſtartikel florieren, deſto tiefer ſteht der durchſchnittliche Kunſtſinn der Bevölkerung. Ein Publikum, das mit anhaltender Leidenſchaft oder — ſtupider Genußſucht in den frivolen Wonnen der Operette und Poſſe ſchwelgt, drückt damit ſeine Verachtung aller wahren Kunſt aus, deren Hauptzweck bekanntlich niemals die raffinierte Gelegenheitsmacherei für blos ſinnliche Zerſtreuung ſein darf.

Das Publikum einer Kunſtſtadt wie München kann aber, ſelbſt die höchſte Blüte des Poſſentheaters und der Poſſenkunſtmacherei zugegeben, in der Mehrzahl doch nicht aus ſtupiden Lüſtlingen und äſthetiſchen Trotteln beſtehen. Was unſere theatraliſchen Spaßmacher-Kunſtbuden hauptſächlich füllt, iſt fremdes Volk — Provinzler in erſter Linie. Und da ſothane Kunſt ganz zunächſt ein gutes Geſchäft machen will und gar nicht den Anſpruch erhebt, der höheren Würde der Kunſt in idealer Simpelei mit leeren Taſchen zu dienen, ſo iſt es unſtreitig ein Verdienſt, wenn man der Operette und der Poſſe durch möglichſt gute und dezente Darſtellung die Allüren einer echten Kunſt verleihen und eine gewiſſe muſikaliſche, litterariſche und ſchauſpieleriſche Bedeutung im Geſamtkunſtleben der Großſtadt ſichern will.

Nur darf ſich der Kritiker durch dieſes an ſich löbliche Streben der Ausübenden nicht blenden laſſen, damit er in ſeinen Beurteilungen die haarſcharfe Grenzlinie nicht überſehe, welche die Muſe ſcheidet von der Aftermuſe, die theatraliſche Kunſt vom theatraliſchen Spaß. Wird dieſe Scheidung in der Preſſe und durch ſie im Bewußtſein des Volks nicht ſtreng aufrecht erhalten, ſo zerrinnt allmählich aller Kunſtſinn und alle Kunſtſchätzung in einem widerlichen Urbrei oder, wie Meiſter Wagner ſagt, in einem „Hexenſudel", der den unverdorbenen Geſchmack bis zum Erbrechen anekelt.

Mit geringen Abweichungen gilt dies auch von den bildenden Künſten, beſonders von der Malerei, wo die niedrigere Gattung des ſpaßhaften Genrebildes oder der kitzelnden Piglheiniaden eine Schätzung zu erreichen ſtrebt, die ihr im Namen der edlen, wahrhaften Kunſt nach Inhalt und Technik verwehrt werden muß.

Dem verehrungswerten, energiſchen Leiter unſeres Gärtnertheaters kann die Anerkennung nicht verſagt werden, daß er kein Mittel unverſucht läßt, ſein Inſtitut auf einer achtunggebietenden Höhe zu erhalten und durch die Pflege des guten, edel kunſtvoll gedachten Volksſtückes jenen Gnadenſchatz zu erwerben, der die Sünden tilgt, welche durch die Spekulationswirtſchaft der frivolen Operette ſo reichlich — und nutzbringend begangen werden. Durch das bayeriſche Volksſtück allein hat ſich das Gärtnertheater ſeine künſtleriſche Originalität und einen Reſt ſeiner muſiſchen Unſchuld bewahrt.

Vom Standpunkte des Geſchäfts iſt es durchaus gerechtfertigt, wenn der Direktor des Gärtnertheaters ſich z. B. den Operettenfabrikanten Genée verſchreibt und ihn für einige Abende als Dirigenten vor dem gaffenden Publikum ausſtellt. Iſt ein Teil der Münchener Preſſe ſo wenig gewitzigt — oder ſo übergewitzigt und wenig charaktervoll, daß ſie im Operettenmacher Genée den „großen Dichter und Komponiſten", den „genialen Meiſter" u. ſ. w. in unſinnigen Tiraden feiert und einem geſchickten Walzerſänger mit allem Nachdruck einer geriebenen Reklame höchſte Künſtlerſchaft zu vindizieren ſich erdreiſtet, ſo iſt das zwar — vom Standpunkt des Geſchäfts auch gerechtfertigt, aber immerhin grotesk in einer wirklichen Kunſtſtadt, an deren Hoftheater die weihevollſten und großartigſten Aufführungen der genialſten Meiſterwerke deutſcher Muſik und Dichtung die Maßſtäbe wahrer Kunſtleiſtung vor aller Welt liefern. Es ſoll kein natürlicher und nützlicher Ehrgeiz angetaſtet, es ſoll nur alles in die Schranken gewieſen werden, welche im Intereſſe der wahren Kunſtentfaltung nicht frivol überſprungen werden dürfen. Zwiſchen dem luſtigen Heruntersingen eines

Walzerchens und der genialen, an alle Kräfte des Geistes und Leibes die denkbar höchsten Anforderungen stellenden Durchführung einer Tristanrolle z. B. — liegt ein so weltweiter Abstand, daß es Kritik für Tollhäusler schreiben hieße, wenn darüber noch ein ernstes Wort verloren werden müßte.

Nach dem komischen Gebimmel und Gebammel der Genée-Narrenabende brachte uns das Gärtnertheater in der Moser'schen „Leibrente" eine vorzügliche Novität, wenn auch in nicht ganz glücklicher Besetzung. Wir stellen diese Lustspiel-Posse wegen der zahlreichen dem modernen Leben abgelauschten und sozialethisch sehr bedeutungsvollen Elemente über die andern Stücke des nämlichen Autors. Die Herren Albert, Dreher, Ermarth und Eilert haben ausgezeichnet gespielt und sich kein Detail in der feinen Ausarbeitung ihrer Rolle entgehen lassen. Neben ihnen hätten zur Erzielung eines vollkommenen Ensemble die Herren Hofpauer und Brummer ihren Platz in der Besetzung erhalten sollen. Die vom Autor weniger begünstigten weiblichen Rollen fanden in den Damen Hartl-Mitius, Schönchen und Welly vortreffliche Vertreterinnen. — Neben der Moser'schen „Leibrente" hat der neueinstudierte „Protzenbauer" von Frau Hartl-Mitius uns recht deutlich die künstlerischen und ethischen Vorzüge des realistischen Volksstücks vor der charakterlosen, hauptsächlich nur auf geile Kitzelei berechneten Operette empfinden lassen.

Das Ereignis des Spätsommers, welches wieder einmal den hohen Rang unserer Kunststadt vor dem kunstsinnigen In- und Ausland im reinsten Lichte erglänzen ließ, war die unmittelbar sich folgende Darbietung des Nibelungenrings und des Tristan von unserem unvergleichlichen Opern-Ensemble ohne Beiziehung einer fremden Kraft. Da konnte der staunende Kunstfreund wieder einmal Heerschau halten über die Elitetruppe unserer gottbegnadeten Sänger und Sängerinnen, über unser den höchsten Anforderungen gewachsenes Orchester unter Hermann Levi's Leitung, eine Heerschau, welche die Leistungen anderer berühmter Opernbühnen im Auge, gar nicht mehr nach einem auszeichnenden Beiwort suchen mag, um ihre Befriedigung auszudrücken, wenn sie nicht in den banalen Kritikerstil verfallen will. Es genügt, die ungeschwächte Meisterschaft eines Vogl, eines Gura, einer Frau Vogl, einer Weckerlin, einer Blank, einer Basta — aber wir müßten ja die ganze, altbekannte Liste aller Mitwirkenden abschreiben! — einfach auf's Neue zu konstatieren. Die schwere, wahrhaft beklemmende Frage angesichts dieser außerordentlichen Summe von Kunstkraft an einer einzigen Anstalt ist die: Stillstand ist Rückschritt, was nun, nachdem die von keiner andern Opernbühne erreichten Gipfel so siegreich erobert und festgehalten sind? Soll uns hinfort nur in der Wiederholung der Wagner'schen Werke mit den hundertfach erprobten Kräften die einzige Heldenthat möglich sein? Sind alle andern Möglichkeiten des Außerordentlichen erschöpft? Und wie will unsere Oper ihren Weltruf bewahren, wenn sie nicht im Außerordentlichen weiterschreitet? Daher die Frage an das Schicksal: Was nun?! — — —

Im k. Residenztheater hat die erste Aufführung von Sardou's „Ferréol" dem dichtgeschaarten Publikum großes Vergnügen bereitet. Litterarisch ist die Komödie unter Mittelgut. So etwas könnte schließlich Max Bernstein oder Felix Philippi auch zusammenschreiben. Naive Zuschauer vermag der dramatische Taschenspieler Sardou zu verblüffen, aufzuregen, zu spannen, fortzureißen. Damit ist seine Kunst aber auch erschöpft. Nach seiner wenig beifällig aufgenommenen „Haine" in Paris schrieb Sardou einen langen Brief an die Journale mit der Erklärung: „Das Publikum will offenbar keine Meisterstücke mehr, wohlan, so will auch ich keine mehr machen." Der Spaßvogel hat fürchterlich Wort gehalten: er läßt sich nicht mehr mit Meisterstücken ein, die ihm doch nicht gelingen, sondern begnügt sich, dramatische Charaden auszuklügeln, für die er ein immenses Geschick hat. Und nachdem uns Heyse, Hopfen und Kompagnie mit ihren schläfrigen Poesiestücken hinlänglich gelangweilt, schaut man sich gerne die kurzweiligen Schnurren des Franzosen an. „Ferréol" wurde sehr flott gespielt. Nur der erste Akt, der übrigens bis auf eine einzige Szene gestrichen werden könnte, ohne der Verständlichkeit des Stücks im Geringsten Eintrag zu thun, machte sich etwas schleppend und frostig. Das Uebrige raste dahin wie ein Blitzzug, besonders in den Szenen des zweiten und dritten Aktes, deren Seele unser feuriger Keppler ist. Keiner vermöchte den temperamentsvollen Tausendsassa besser zu geben, als er. Schneider als Präsident, Rhode als Substitut, Possart als Forsthüter und dunkler Ehrenmann, Häusser als Geschworener wider Willen schufen Typen von vollendeter Kunst; man

kann die schauspielerische Virtuosität nicht weiter treiben. Auch die Präsidentin des Fräuleins Heese hatte einige glänzende Momente intensivsten Lebens. Alle die zahlreichen übrigen Rollen waren nur Füllsel für ein reiches, bewegtes Bühnenbild. Tant de bruit pour une omelette! Aber in der Not frißt der Teufel sogar Fliegen!

So zeigt unser öffentliches Kunstleben, soweit es sich auf das Volksstück, das Musikdrama und Schauspiel erstreckt, eine frische, fröhliche Bewegung, eine hinreißende Schneidigkeit. Anders in den übrigen Kunstzweigen, besonders in der Malerei. Obzwar ich reiner Bühnenmensch bin, so habe ich doch einmal Lust, auch über unsere Farbenkünstler ein Wörtlein zu reden. Zunächst muß ich meine Verwunderung darüber ausdrücken, daß meine geschätzten Kollegen Hans Frank und Fritz Hammer sich versteifen, im Münchener Kunstverein charakteristische Manifestation der bildenden Künste sehen zu wollen. Wer sich über die Thätigkeit und Bedeutung der Münchener Maler und Bildhauer ein gutes Urteil bilden will, der muß den Kunstverein links liegen lassen und dafür die zwar mühevolleren, aber zugleich genußreicheren Studien und Forschungen direkt in den Ateliers machen. Auch in den hervorragenderen Kunsthandlungen ist Wichtiges zu erfahren. Die bildende Kunst Münchens ist keineswegs im Rückgang; sie entbehrt nur einer zweckmäßigen öffentlichen Organisation. Dazu kommt freilich das Fatale: der Mangel eines reichen königlichen Hofhaltes in München hat im Laufe der Zeit unsere Künstlerschaft empfindlich geschädigt. In einer toten Residenz fehlt der Malerei und Bildnerei die rechte Luft zu üppiger öffentlicher Entfaltung. Die kleinen Sorgen des auf kaufmännische Hände fast ausschließlich angewiesenen Vertriebs verführen den ungeduldigen Künstler leicht zu allerlei Kliquen- und Vereinsexperimenten — und damit geht der große, geniale Zug eines freien, in der Gunst eines königlichen Hofes mit seinen zahllosen Anregungen sich sonnenden Kunstlebens schließlich verloren. Gott besser's!

Nachschrift der Redaktion. Hans Frank und Fritz Hammer werden ihre Rückäußerung auf diese Ketzereien nicht schuldig bleiben. Schilderungen aus dem Atelierleben Münchener Künstler sind übrigens längst geplant und werden ehestens in der „Gesellschaft" erscheinen.

Briefe vom Geldmarkt.

Von Wilhelm Prager.

München, September 1885.

Geehrtes Publikum! Wir kennen uns zu meinem Leidwesen noch zu wenig, als daß ich über Deine finanziellen Verhältnisse völlig im Klaren wäre und so bin ich denn auf die Vermutung angewiesen, daß ich es nur mit „Krösusen" zu tun habe. Sollten einige der geehrten Leser oder Leserinnen jedoch noch kein dem Rothschild ähnliches Einkommen besitzen, so hege ich für diese den Wunsch, daß sie dieses Ziel erreichen möchten. Was ich dazu beitragen kann, soll gern geschehen — im Uebrigen warne ich aber vor finanziellen Briefen und in gewissem Sinne auch vor den meinen, denn nichts trübt den klaren Sinn oft mehr, als die eifrige Lektüre von Börsenberichten und anderen gleichwertigen Preßerzeugnissen.

Das hauptsächlichste Interesse der Kapitalisten und der Handelswelt vereinigte sich während der letzen Wochen auf die politischen Ereignisse. Zuerst war es die deutsch-spanische Streitfrage, welche die Gemüter in Atem hielt. An einem Tage gewann es sogar den Anschein, als stünde die Starnberger Seeflotte — pardon — ich wollte sagen die ihr an Bedeutung gleichkommende spanische Armada mit deutschen Panzerschiffen im Handgemenge — allein es war nichts, und die Pariser Boulevardpresse hatte nur geträumt, was unsere Blaujacken als ihren sehnlichsten Wunsch ansehen würden. — Die Solidarität der europäischen Handelsplätze brachte es mit sich, daß wir ein wenig mit in die pessimistische Richtung, welche vorzugsweise an der Pariser Börse zum Ausdrucke gelangte, gezogen wurden; der bedächtige, gesunde Sinn unserer spekulativen Kreise und das unbegrenzte Vertrauen, welches wir zu dem Leiter unserer auswärtigen Politik hegen, bewahrte die deutschen Börsen jedoch vor Ausschreitungen, wie solche an den westlichen Märkten vorkamen. Nachdem der „Karolinen"-Schrecken überwunden war und man auszuschnaufen begann, beeilten sich die Völker, an die Stelle der auf einige Jahre beseitigten Afghanistan-Frage zur Abwechslung wieder einmal die „orientalische" aufs Tapet zu bringen. Zur Zeit, wo wir dies schreiben, liegt die ganze bulgarische Geschichte noch im Dunkeln und die geehrten Leser werden auf meine Prophezeiungen um so freudiger verzichten, als bis zum Erscheinen dieses Blattes die Weltgeschichte ohnedies einige Fortschritte gemacht haben wird. Ich kann mich daher für heute auf die Mitteilung beschränken, daß die deutschen Börsen, wiederum im Gegensatze zu der Kollegin an der Seine, eine sehr reservierte Haltung beobachteten und nur in sogenannten „internationalen und Spekulations-Papieren" eine mäßige Einbuße

eintreten ließen. Wie sich die Dinge weiter entwickeln werden, ahnt vielleicht in Unschuld ein kindlich Gemüt — unsere Finanziers wissen es gewiß nicht; deutschen Papieren guter Qualität wird der ganze Rummel wohl nichts anhaben können. —

Einige Beunruhigung wurde durch die Ausführungsbestimmungen zu dem neuen Börsensteuergesetze hervorgerufen. Dieselben enthalten sehr viele Vorschriften für den Fiskalbeamten, den Buchdrucker u. s. w. — nichts für die Handelswelt, welche so sehnsüchtig ein, wenn auch nur notdürftiges Verstopfen der im Gesetze befindlichen Lücken erwartete. Nach dem Inkrafttreten dieses Gesetzes wird wirklich das „Probieren über das Studieren gehen" müssen. Zu unsern engeren Verhältnissen übergehend, erwähnen wir des Entschlusses der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank, welche nunmehr mit der Ausgabe von $3^1/_2$ %igen Pfandbriefen in den nächsten Tagen beginnt. Diese ganz dem sinkenden Zinsfuße entsprechende Maßregel bringt dem Grundbesitz mannigfache Vorteile ohne andere Erwerbsklassen zu beeinträchtigen. Den Verzehrenden, auf deutsch gesagt „Rentiers," allerdings wird das Schwinden der 4 %igen Anlagenwerte ersten Ranges wenig willkommen sein — allein diesen zuliebe kann man nicht auf den Fortschritt verzichten, ihretthalben kann sich ein Land und noch dazu ein kleines, nicht den Bestrebungen des Welthandels entgegen stemmen. Den armen Teufeln von Rentiers wird ohnedies bald nicht mehr zu helfen sein. Der Zinsfuß sinkt zwar langsam aber stetig; unsere „Privatiers" werden bescheidener leben oder längere Zeit „Erwerbende" bleiben müssen und in gewissem Sinne bringen uns diese Verhältnisse den Utopien der Sozialdemokraten näher. Geht es so fort, dann werden aus den Kapitalisten — Nihilisten. Bis zum Eintritte dieses aber hoffentlich doch noch etwas fernen Zeitpunktes empfehlen wir allen Geldanlegenden die Beherzigung des Sprüchwortes „Bleibe im Lande und nähre dich redlich." Der Engländer beispielsweise besinnt sich zehnmal und kauft dann einmal ein ausländisches Papier, der Deutsche besinnt sich oft nur einmal und kauft dann zehn ausländische. Ueble Politik!

Kunst- und Litteratur-Notizen.

Die rühmlichst bekannte Kunsthandlung von **Alexander Danz in Leipzig** versendet die Liste zu einer am 5. Oktober beginnenden großen Versteigerung (Gellertstraße 7). Dieselbe umfaßt nicht allein den Nachlaß an Kupferstichen, Radierungen, Kunstbüchern u. s. w. des Brüsseler Malers E. J. Verboeckhoven, sondern auch eine große Reihe von wertvollen Oelgemälden alter und neuer Meister, Handzeichnungen und Aquarellen aus der weit und breit bekannten reichen Samlung des Münchener Malers und Kunsthändlers **Joseph Angerer**. Wer jemals die zahlreichen, in drei bis vier Sälen aufgehäuften Schätze gemustert hat, welche Herr Angerer (Augustenstr. 3) mit außerordentlicher Findigkeit und großen Opfern seit Jahren aus ganz Europa zusammentrug, wird nicht wenig erstaunt sein zu erfahren, daß die Mehrzahl der seltensten Bildwerke, durch Angerers verständige Restauration vor dem Untergange gerettet, wieder ins Ausland wandert. Es ist in der That höchst bedauerlich, daß hervorragende Werke, die durch Angerers energisches Sammeltalent nach München gekommen sind, wieder in alle Welt verschleppt werden, weil es dem bayerischen Staat und seiner Kunsthauptstadt nicht nur an der wünschenswerten Kauflust, sondern auch an der nötigen Kaufkraft zu gebrechen scheint. Es fehlte nur noch, daß Münchener Samler ihre kostbarsten Stücke auswärtigen Versteigerungen zuführen müssen, damit, wie im vorliegenden Fall Leipzig, die Konkurrenzstädte allmählich unserem gemütlichen München auch auf dem Gebiete des Kunsthandels um so sicherer den Rang ablaufen.

Der rührige Kunstverleger **Fr. Adolf Ackermann** in München läßt ein neues Prachtwerk vom Stapel: „Goethe's Leben in Bildern" nach Zeichnungen von Waldemar Friedrich. Dasselbe ist — originell und freundlich genug — der jungen „Goethe-Gesellschaft in Weimar" gewidmet. Jedes der fünfhundert Mitglieder dieses gelehrten Bundes fühlt sich dadurch persönlich geehrt und freut sich ganz unbändig auf sein — Freiexemplar. Wir werden nächstens in einem besonderen Artikel auf die Spezialität künstlerischer Prachtwerke des Ackermann'schen Verlags ausführlich zurückkommen.

Schottlaenders **„Nord und Süd"** — trotz Lindau's lustigem Hausruf eine der langweiligsten Zeitschriften des Reichs — hat die Abonnenten-Erbschaft der eingegangenen Sacher-Masoch'schen Revue „Auf der Höhe" angetreten. Dieselbe war auch unserer „Gesellschaft" angetragen worden. Für „Auf der Höhe" dünkt uns das monatliche Schlafpulver „Nord und Süd" ein sehr spaßhafter Ersatz.

In Otto Leßmanns **„Allgemeiner Musikzeitung"** wird dem begabten Antiwagnerianer Felix Dräseke (Autor eines Requiems, einer Symphonie, eines Heftes origineller Klavierstücke und neuerdings einer großen Oper „Gudrun") ein „blühender Kranz" auf's Haupt gedrückt, den er als Dichter und Komponist verdient hat. Mögen sich unsere Konzert- und Opernleiter den Namen des jungen Meisters für die Winterkampagne anstreichen!

Seit **Hans Canons** jähem Tode werfen die Wiener begehrende Blicke auf einige der hervorragendsten Münchener Meister österreichischer Herkunft, um Ersatz für den großen Verlust zu erlangen. Es dürfte aber schwer sein, einen Defregger oder Gabriel Max aus ihrem schönen Münchener Lebens- und Schaffenskreis nach Wien zu locken.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagshandlung, J. Roth, k. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämtliche in München.